Das Schönste

Die Monatsillustrierte für alle Freunde der schönen Künste

THEATER · FILMKUNST · FERNSEHEN · MUSIK · TANZ · DICHTUNG · MALEREI · PLASTIK · ARCHITEKTUR · PHOTOGRAPHIE



Nr. 3 · 1956 · MÄRZHEFT · MÜNCHEN · DM 1.50



ZUM UMSCHLAGBILD: Das frühlingshafte „Mädchenbildnis" des italienischen Renaissance-Malers Bartolomeo da Venezia (siehe Bericht auf Seite 47—49). Reproduktion mit Genehmigung der Firma Franz Hanfstaengl, München.

Das Schönste

erscheint monatlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG

INHALT:

★

Verlag und Redaktion: München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 052-3372 · Telegr.: REVUE München

Chefredakteur: Wilhelm Winckel

Stellvertretender Chefredakteur: Siegfried Sawallich

Textredakteur: Dr. Kurt Fassmann

Anzeigen: Paul Offinger; Herstellung: Adolf P. Frühmorgen

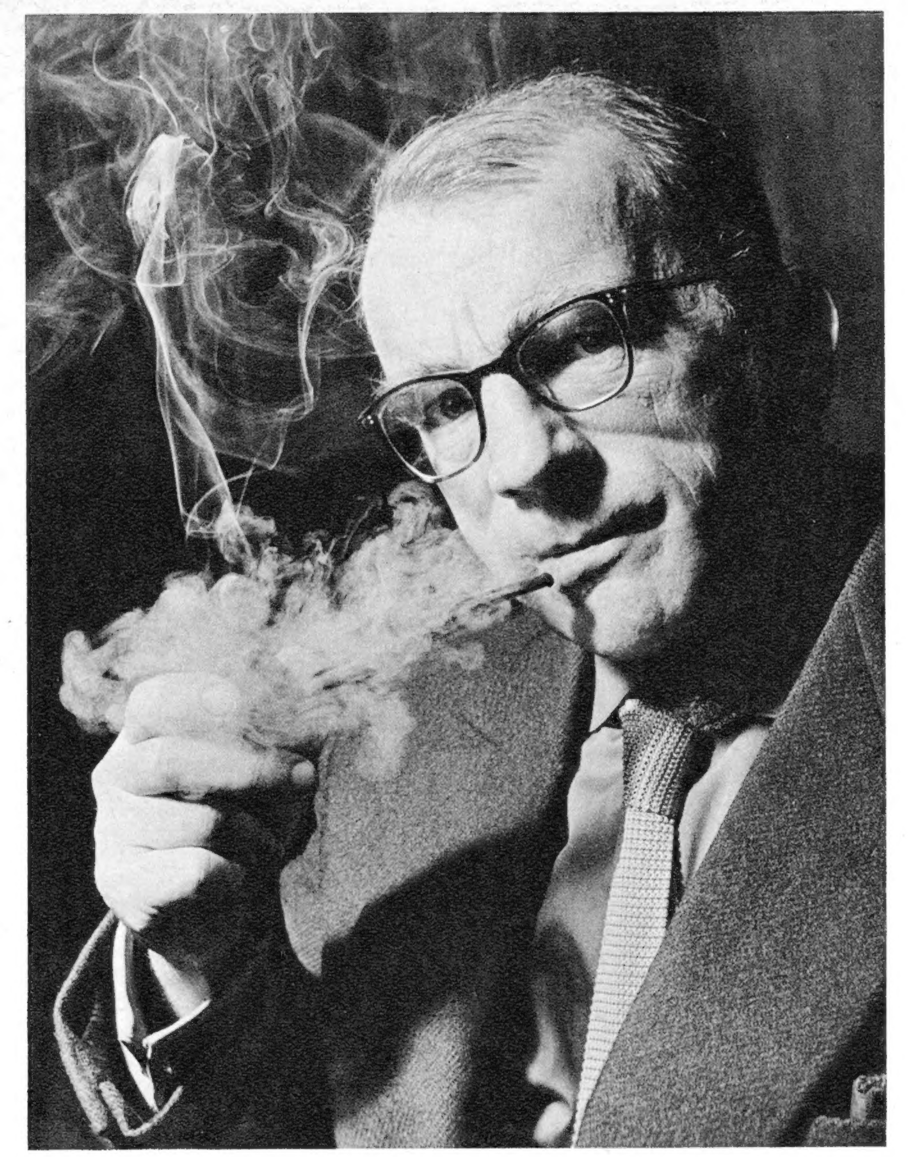
Vertrieb: Alfred Moehring

Verlagsleiter: Willy Roth

Druck: KINDLER UND SCHIERMEYER DRUCK GMBH, München 8, Schneckenburgerstraße 22, Telefon 44 98 91

Abonnements-Annahme: Verlag, zuständiges Postamt oder Briefträger. Bezugspreis im Abonnement vierteljährlich DM 4.50 (einschl. Zustellgebühr). Einzelpreis: Italien: Lire 300.—, Frankreich: ffr. 150.—, Schweiz: sfr. 1.70, Österreich: öS. 10.—.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Wilhelm Winckel, für den Anzeigenteil: Paul Offinger, beide München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6.



Der Schriftsteller Günther Weisenborn ist der geistige Vater der neuen Akademie

Streiter für guten Geschmack

Als wirksames Mittel gegen die Verflachung des kulturellen Lebens, dessen Wertmaßstäbe zusehends schrumpfen, will die in Hamburg gegründete „Deutsche Akademie für die darstellenden Künste" führende Persönlichkeiten von Bühne und Film, Funk und Fernsehen zu gewichtigen Aktionen vereinen. Autoren, Darsteller und Kritiker sollen in diesem Gremium Sorgen und Mißstände prüfen und Wege der Abhilfe suchen, vorstoßen in die Produktionsstätten unserer modernen „Unterhaltungskultur", ehe unberufene Kräfte sich festsetzen können. Skeptiker wandten nicht ungeschickt ein, auch ein Kollektiv großer Geister sei nur ein Kollektiv, und man werde nicht viel erreichen. Dennoch hat es die neue Akademie nicht nötig, ihre Existenzberechtigung nachzuweisen. Wenn je eine Akademie aus einem praktischen Bedürfnis heraus entstand, dann diese.

Das Präsidium der Akademie für die Darstellenden Künste (v. l.): H. J. Rehfisch, Elisabeth Flickenschildt, Günther Weisenborn, Dore Hoyer und Will Quadflieg



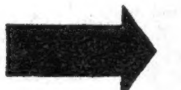
Gustaf Gründgens:

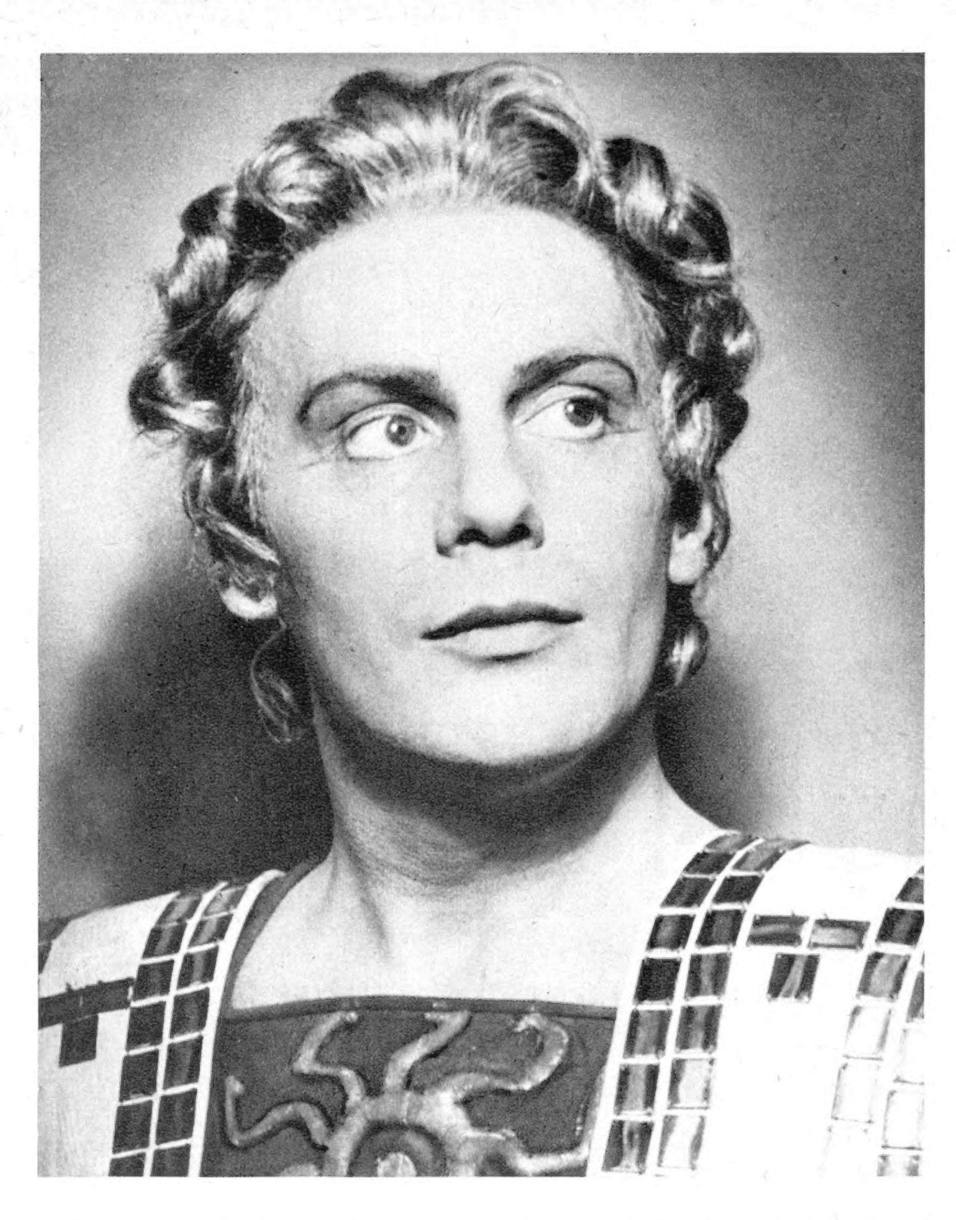
Fanatiker der Bühne

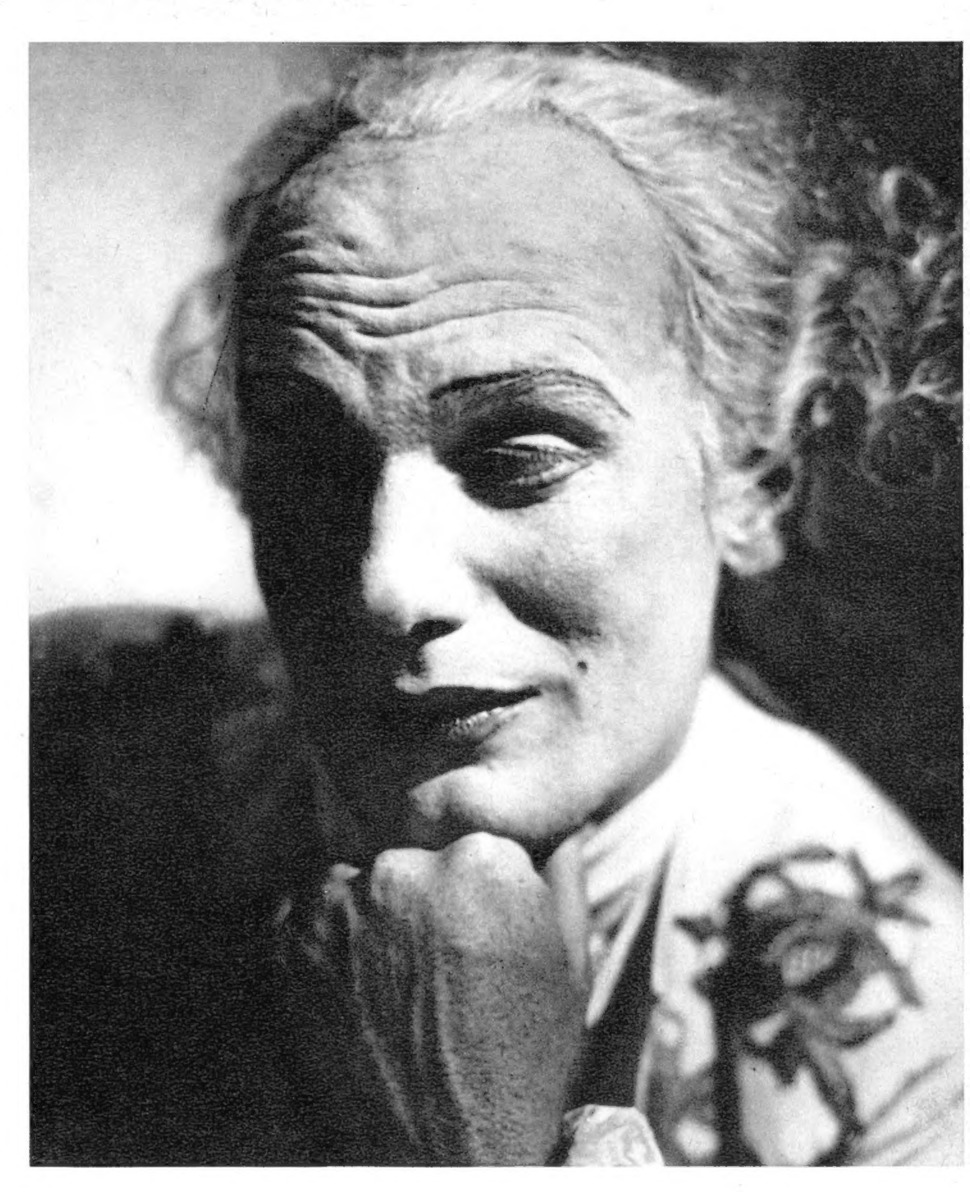
Sein Auftritt hat die Energie eines aufs äußerste gespannten Bogens, der mit instinktiver Sicherheit gehandhabt wird, er besitzt den Reiz eines lange vorbereiteten und dann doch ganz anders geratenen Augenblicks. Komödiant, Regisseur und Intendant in einer Person, ist Gustaf Gründgens seit mehr als zwei Jahrzehnten, in denen er in Berlin, Düsseldorf und Hamburg wirkte, nicht mehr aus dem deutschen Theaterleben wegzudenken. Es gibt Rollen, die er für unsere Zeit entscheidend geprägt hat — „Symbol des schöpferischen Schauspielers", wie ihn Theodor Heuss einmal genannt hat.

Photo: Clausen

Gustaf Gründgens als „Wallenstein".





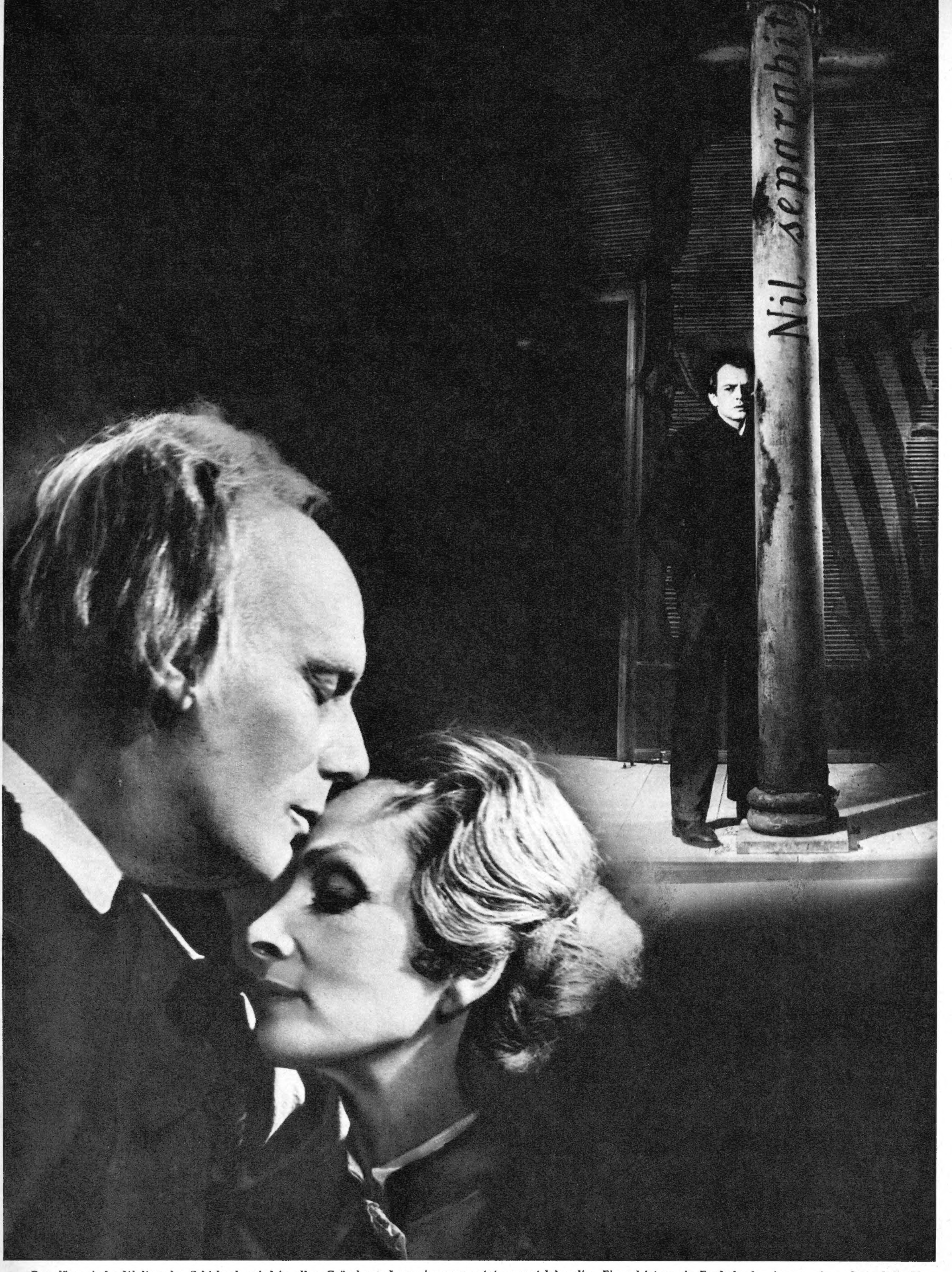


Seit Gustaf Gründgens, der 1899 geboren wurde, zum erstenmal auf den wackligen Brettern eines Fronttheaters stand, sind fast vier Jahrzehnte vergangen. Mit zähem Fleiß spielte er, der noch bei Louise Dumont gelernt hatte, sich rasch nach vorn, in Leistung und Auffassung der Rollen stets ein Seiltänzer über tiefen Abgründen. Er gehört zu den wenigen Schauspielern, die man nicht auf ihr Gesicht festlegen kann — weil sie ein zu ausgeprägtes Gesicht haben. Ob als Alexander in Baumanns gleichnamigem Stück (oben links), als Kalb in „Kabale und Liebe" (oben rechts), als Hamlet oder Mephisto (unten): es ist Gründgens und doch immer wieder ein ganz anderer Gründgens.



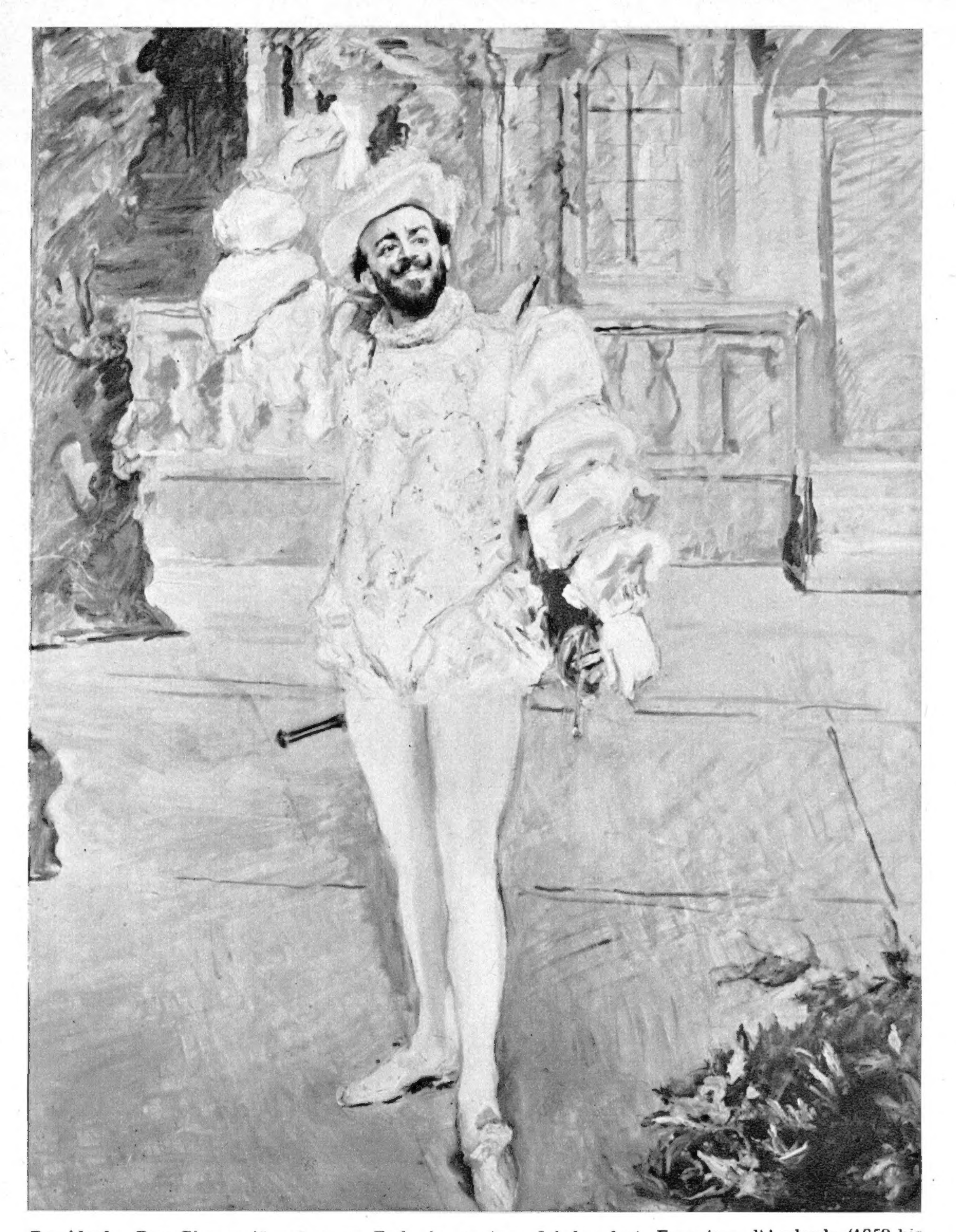


 Photos: Strelow, Willott, Archiv Sarneck

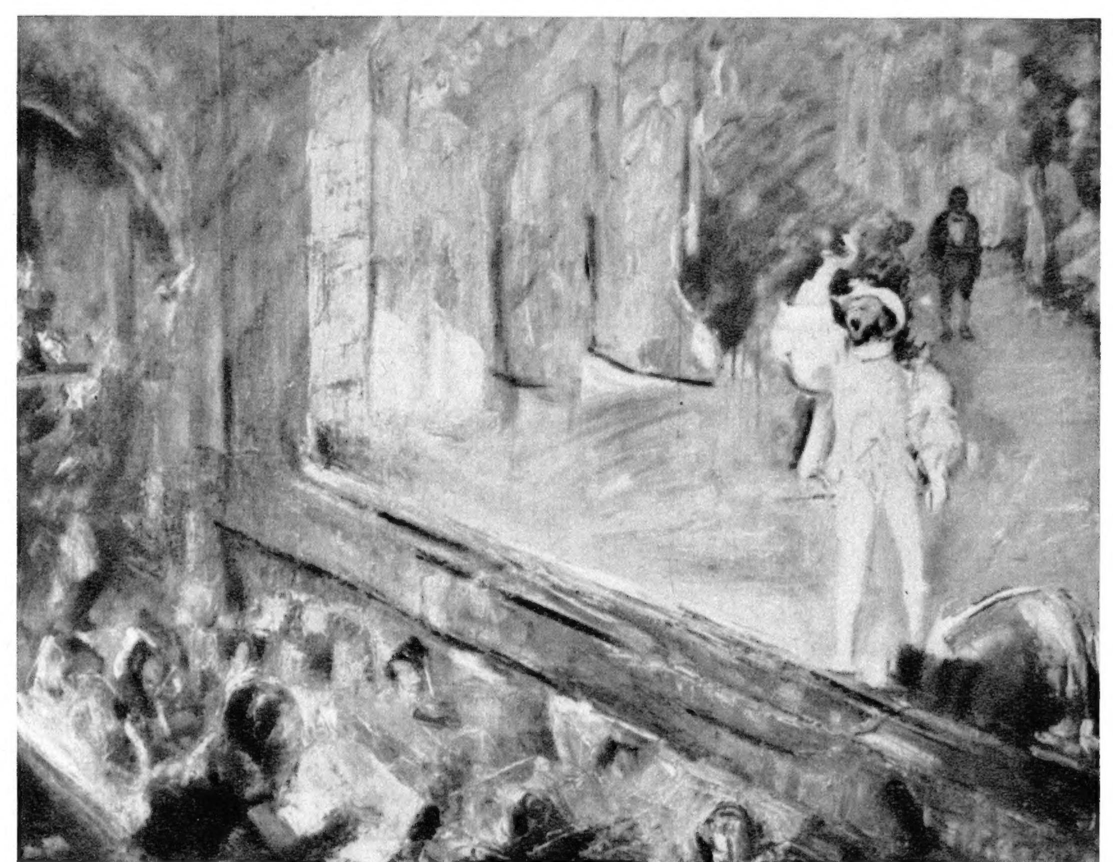


Das dämonische Walten des Schicksals wird in allen Gründgens-Inszenierungen stets zuerst lebendig. Einmal ist es ein Funkeln der Augen, ein andermal die Verlorenheit der Menschen in einer düsteren Welt. Einer der jüngsten Erfolge von Gründgens wurde Thomas Wolfes „Herrenhaus" (Bild: Gründgens und Sybille Binder). Über seine Doppelarbeit schrieb er einmal: „Zunächst ist er (Gründgens) der Regisseur, mit dem ich (Gründgens) am reibungslosesten arbeite ..."

Photo: Clausen



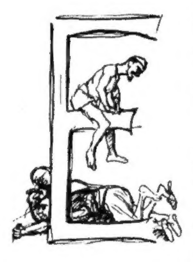
Der ideale „Don Giovanni" war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Francisco d'Andrade (1859 bis 1921), ein Bariton portugiesischen Geblüts. Immer wieder hat ihn Max Slevogt in jenem Augenblick dargestellt, da er mit kühner, federnder Eleganz und hinreißender Verve die berühmte Champagner-Arie ins Publikum schmettert, so in dem berühmten „weißen d'Andrade" oder im „Champagnerlied".





Visionen um Mozartopern

Die „Zauberflöte" und „Don Giovanni" in Gemälden und Zeichnungen Max Slevogts



Ewig wird am Charakter Don Giovannis, des Titelhelden der „Oper aller Opern", gerätselt werden: vom billig-erfolgreichen Herzensbrecher reicht die Skala der Deutungen bis zum dämonisch besessenen Märtyrer der Liebe. Mozart selbst bezeichnete sein Werk schlicht als „dramma giocosa"; und auf diese dramatisch-heitere Grundstimmung berief sich der Maler Max Slevogt, wenn er über seine Don-Giovanni-Auffassung schrieb: „Die ungeheure Lustigkeit und die Elastizität des Helden, der jede Situation stets nur zu seiner Unterhaltung und zu seinem Vergnügen dreht, der im Bewußtsein dieser ungeheuren Lebenskraft vor keiner Sitte, vor keinem Gesetz haltmacht, und für den seine Nebenmenschen nur dazu auf der Welt sind, daß er sein Spiel mit ihnen treibt — sie bilden den Boden, auf dem sich alles abspielt." Slevogt hat diesem „Herrenmenschen von überschäumendem Übermut" in zahlreichen Bildvarianten nachgespürt: mit all der Feinnervigkeit impressionistischer Schau, die im Zusammenklingen von zartesten Farbwerten und atmosphärisch lichter Duftigkeit den Reiz unmittelbaren Miterlebens auszulösen vermag. — Einen anderen Ton schlagen Slevogts feingliedrige Radierungen zur Partitur der „Zauberflöte" an. Auch hier dringt der Maler bis in den Wesenskern dieser ersten spezifisch deutschen Oper ein. Meisterhaft umspielen die leicht hingeworfenen Skizzen jene wechselseitig sich überschneidenden Ebenen realer und irrealer Welten, aus deren Zwiespältigkeit der Humanitätsgedanke zur Erlösung der leidenden und vielgeprüften Gestalten des Spiels führt.



Vignetten und Initial im Text: Zeichnungen von Max Slevogt



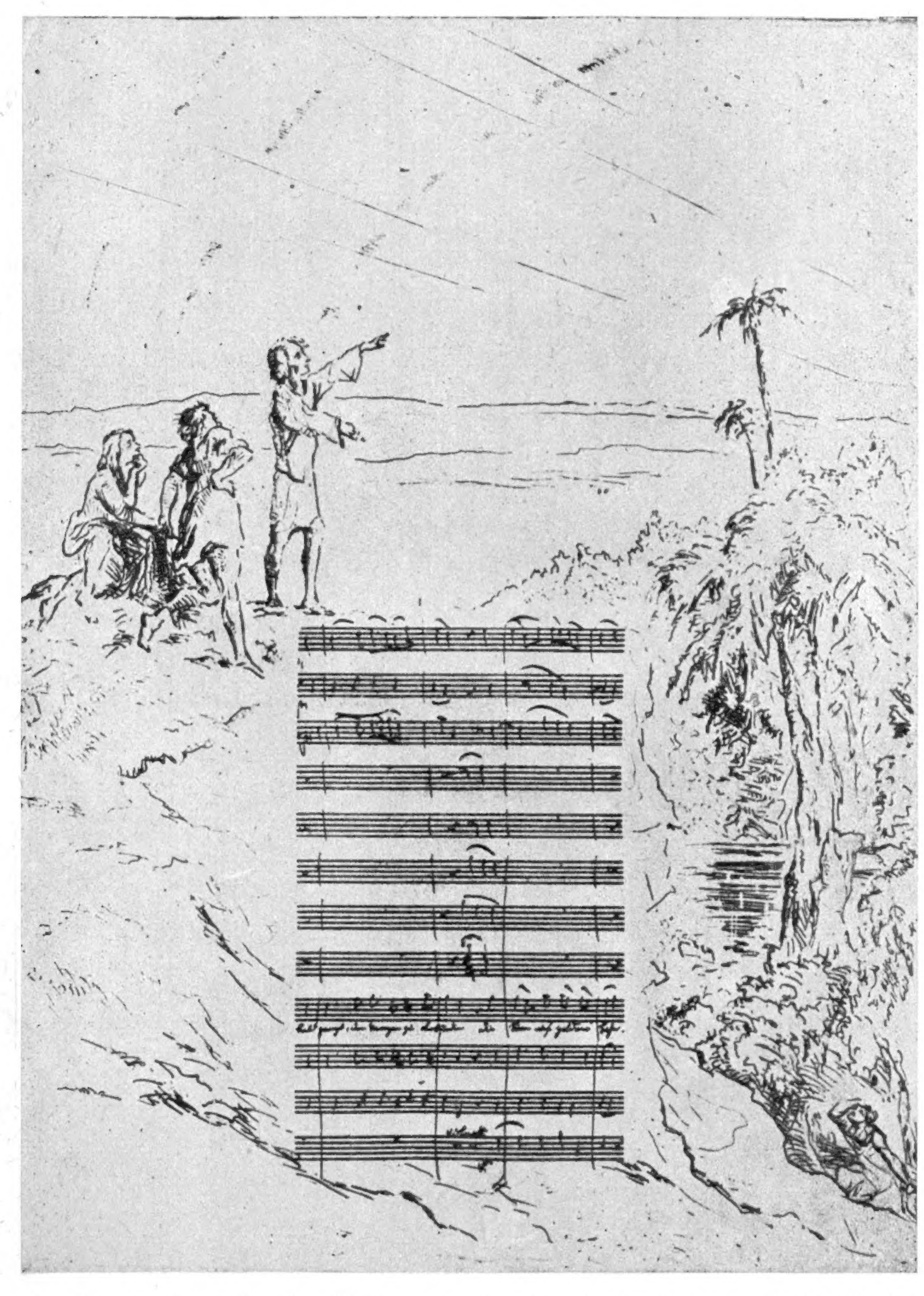
Auftakt der Prüfungen: Tamino muß Verschwiegenheit geloben. Er darf die geliebte Pamina zwar sehen, aber nicht sprechen („Bewahret euch vor Weibertücken ...").



Majestät der Weisheit: Sarastro, der Hohepriester des Weisheitstempels, erscheint auf einem von sechs Löwen gezogenen Triumphwagen („Es lebe Sarastro ...").



Zauber der Liebe: Paminas Bildnis versetzt Tamino mit unwiderstehlicher und magischer Kraft in das seligste Entzücken („Dies Bildnis ist bezaubernd schön ...").

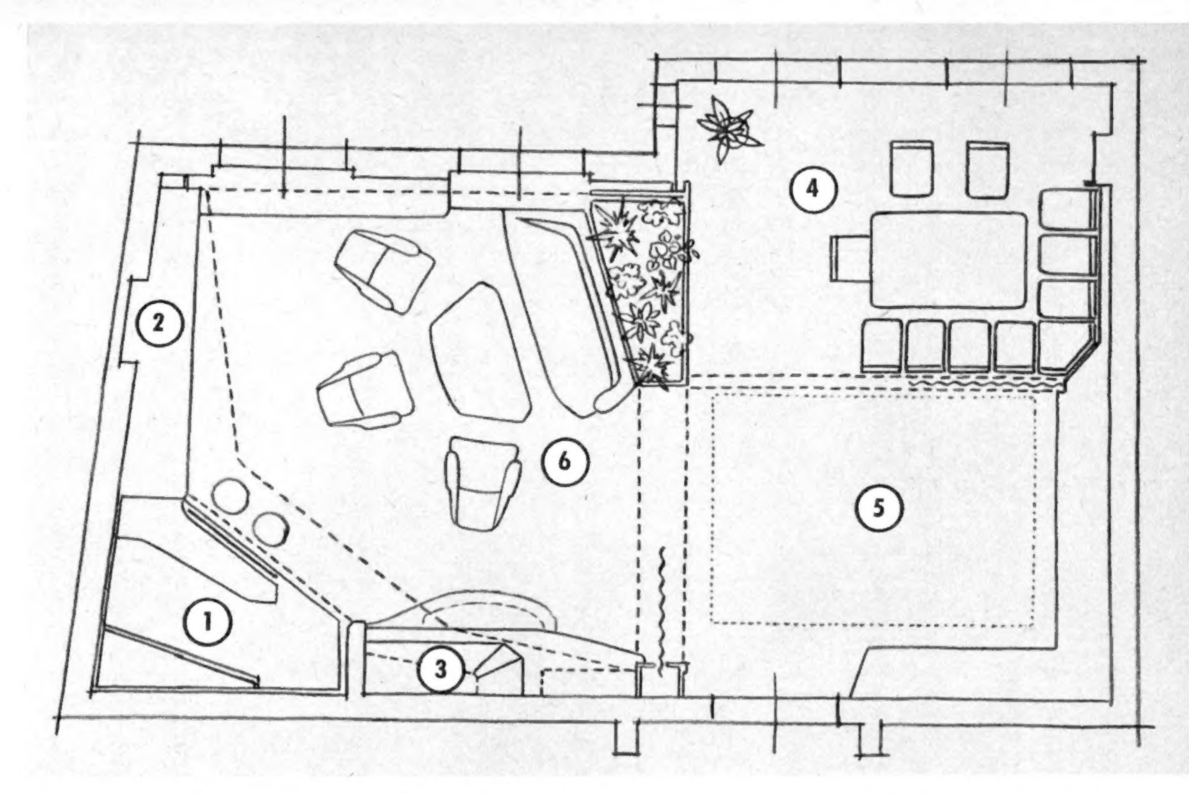


Sieg des Guten: Die drei Knaben begrüßen die aufgehende Sonne; die Mächte der Finsternis sind besiegt und vernichtet („Bald prangt, den Morgen zu verkünden ...").



Güte des Gerechten: Sarastro gewährt dem Mohren Monostatos Vergebung seiner bösen Missetaten („In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht ...").

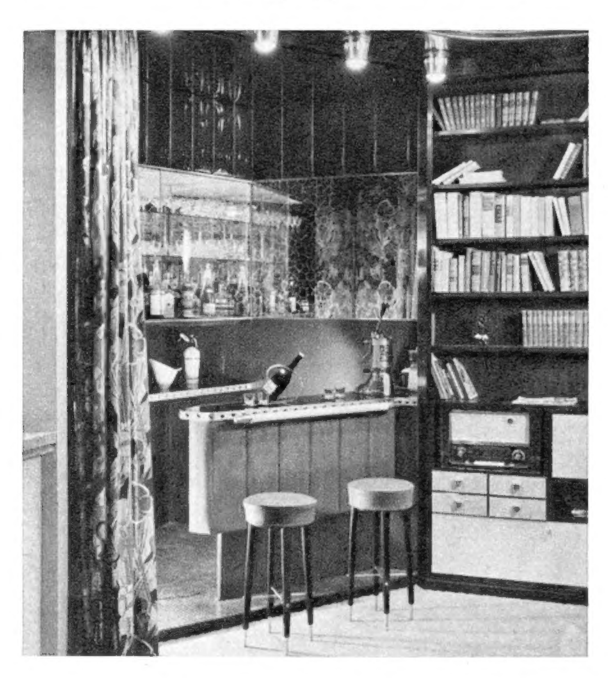
„Wohnkomfort trotz zwingender Raumenge" ist das Leitmotiv, das die Innenarchitekten jetzt bei den meisten ihrer Arbeiten beherrscht. Von einst vier bis sechs Zimmern ist das Wohnreich heute auf zwei, höchstens drei Räume zusammengeschmolzen. In weniger Räumen muß heute mehr untergebracht werden, ohne aber die Bewohner in ihrer souveränen Bewegungsfreiheit und in ihren Lebensgewohnheiten einzuschränken. Eine unter diesen Gesichtspunkten gestaltete Wohnung richtete kürzlich der Wiener Architekt Oskar Riedel einem bekannten Europameister des Sports ein. Sie zeigt, wie sich zwei normal große Räume von zusammen nur 38 Quadratmetern dem gehobenen Lebensstandard entsprechend möblieren lassen. Der Grundriß läßt erkennen, wie zweckmäßig disponierte Sitz- und Schrankgruppen zu Einheiten verwachsen, die zueinander in ganz bestimmten Beziehungen stehen, den Raum nach Funktionen gliedern und dann doch noch genügend Platz geben für den Einbau des heute so beliebten Komforts einer Hausbar und eines offenen Kamins. Die Möbel sind nur dort mobil, wo sie es sein müssen, also Tische, Stühle und Fauteuils. Alles andere ist eingebaut, und Schrankwände nehmen auf, was sich in Einzelmöbeln nur sehr platzraubend unterbringen ließe.



Zwei normale Zimmer mit zusammen 38 Quadratmetern wurden zu einem großen Raum umgebaut, der nun dem Wohnungsinhaber das Glück eines besonders netten Heims gewährt. Hier ist der Grundriß. Unsere Bilder zeigen, wie die einzelnen Wohnelemente auf dem Plan in Wirklichkeit aussehen. Die Sitz- und Schrankgruppen sind zu Einheiten verwachsen, die miteinander genau harmonieren.

Das Glück auf 38 qm

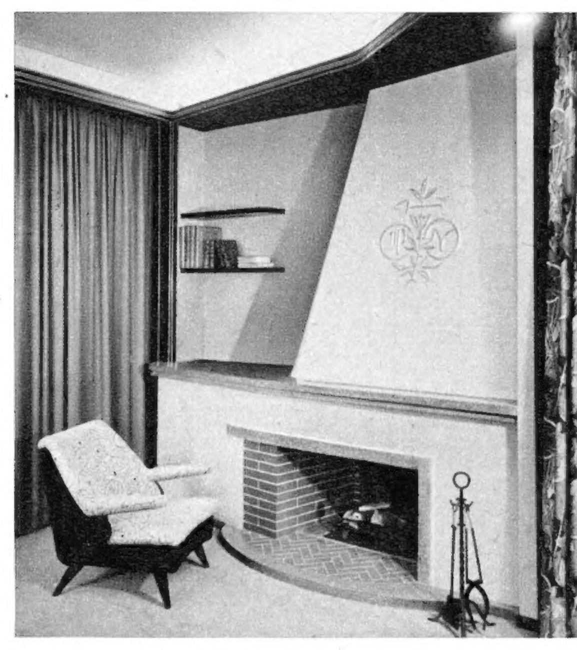
Kleinstwohnung – modern möbliert



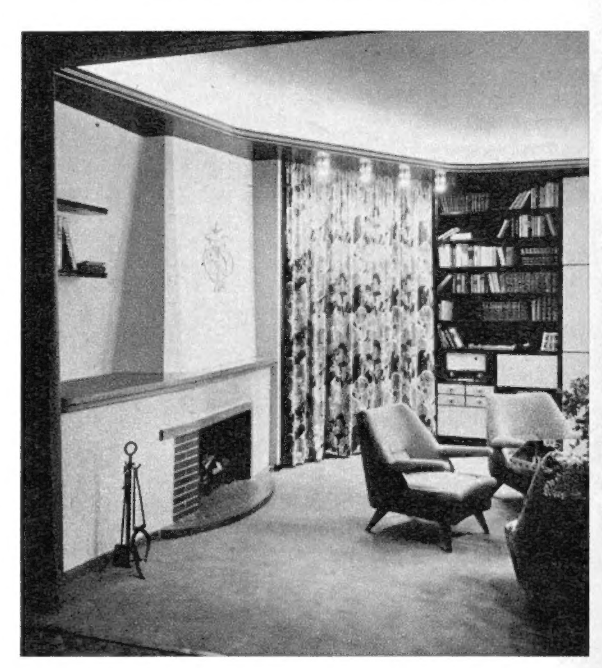
1 Die Hausbar mit dem Mixraum dahinter kann mit Vorhängen separiert werden. Nach rechts schließt eine breite bis zur Zimmerdecke geführte Schrankwand an.



2 Die Schrankwand beherbergt eine kleine Bibliothek, hier durch eine Filmleinwand verdeckt. Auch Radio und Fernseher fanden hier Platz.



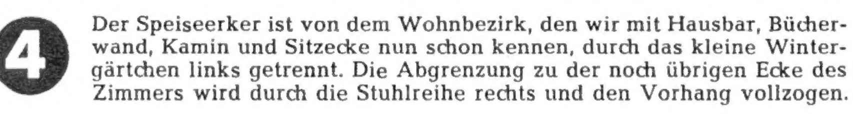
3 Der offene Kamin, links von der Hausbar, ist so placiert, daß man von der gemütlichen Sitzecke des Zimmers aus in seine lebendige Flamme schauen kann.



1-2 3 Hier sehen wir, wie harmonisch Kamin, Hausbar (jetzt verschlossen) und Bücher-Wandschrank zusammenpassen. Rechts die Sitzecke.

 Photos: Zapletal





4 Der Speiseerker ist von dem Wohnbezirk, den wir mit Hausbar, Bücherwand, Kamin und Sitzecke nun schon kennen, durch das kleine Wintergärtchen links getrennt. Die Abgrenzung zu der noch übrigen Ecke des Zimmers wird durch die Stuhlreihe rechts und den Vorhang vollzogen.



5 Die noch verbliebene Ecke des Raums ist ringsum mit niedrigen Schränken umbaut. Auf ihnen kann angerichtet werden. Links von der Tür sind zwei verschieden große, hochbeinige Teetischchen praktisch untergebracht. In diesem Teil des Zimmers wird bei Gesellschaft auch getanzt werden.

6 **Die Plauderecke ist gerahmt von dem Wintergärtchen und der Fensterfront mit den Tüllgardinen davor. Unter den Fenstern ist der Heizkörper kaschiert.**

Ein königlicher Sammler

König Gustav von Schweden besitzt eine der wertvollsten Kunstsammlungen der Welt

TAGSÜBER GESETZE, ABENDS DIE KUNST: MIT KRITISCHEM KENNERBLICK MUSTERT ER SEINE SCHÄTZE

Wenn er nicht König geworden wäre, so hätte er sich als Archäologe einen Namen gemacht, haben Sachverständige von König Gustav Adolf von Schweden gesagt. Der grüne Empiresalon des Stockholmer Schlosses, in dem er seine Gäste empfängt, birgt nur einige von den Kostbarkeiten seiner chinesischen Sammlung, die meisten liegen in den Schatzkammern. König Gustav hat seine Schätze nicht nur mit der Laune des Mäzens zusammengetragen, er ist ein so großer Kenner, daß er mit Leichtigkeit feststellen kann, ob eine Schale aus der Ming-Dynastie oder der Yuan-Zeit stammt, ob sie ins Jahr 2000 oder 1700 v. Chr. gehört. Seine Interessen reichen über alle Gebiete der Kunst, seine Appartements im Stockholmer Schloß sind angefüllt mit griechischen und ägyptischen Plastiken, schwedischen Keramiken und finnischen Skulpturen. Aber auch französische Impressionisten schmücken ihre Wände — das Heim eines königlichen Sammlers, der seine privaten Mittel den Werten der Kunst zugute kommen läßt.

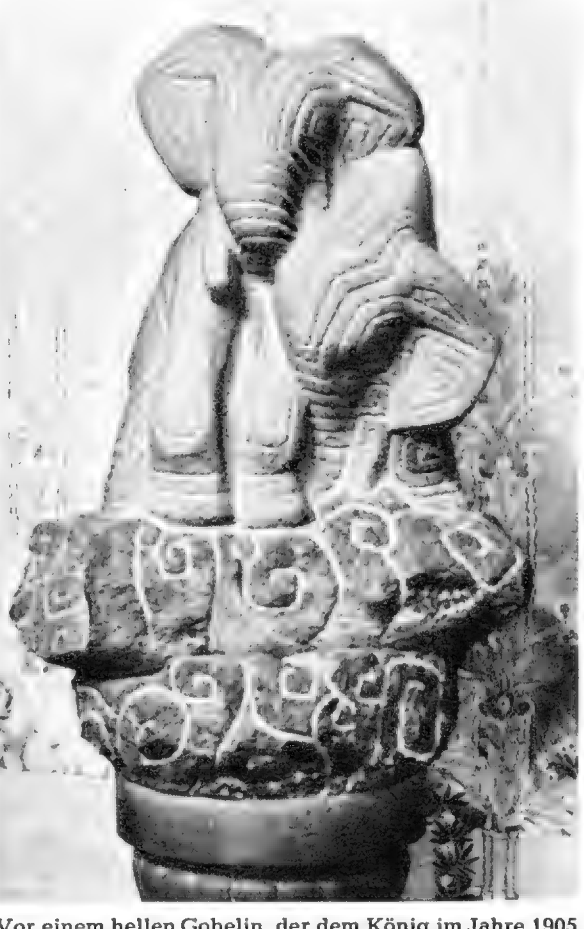


Zwei ägyptische Figuren, die Sonnengöttin Osiris darstellend. Sie gehören zu den kostbarsten Beständen der in vielen Jahrzehnten zusammengetragenen Sammlung.

IM GRÜNEN EMPIRESALON STEHEN BEIDERSEITS DES BILDES DER VERSTORBENEN KRONPRINZESSIN MARGARET VITRINEN MIT ALTCHINESISCHEN VASEN



Aus der Han-Zeit stammt diese schöne plastische Darstellung eines chinesischen Klageweibs, das selbständig jammern und Zeichen der Trauer von sich geben kann.



Vor einem hellen Gobelin, der dem König im Jahre 1905 anläßlich seiner ersten Hochzeit geschenkt wurde, stehen diese spielenden Elefanten von Carl Milles.



In der Sammlung klassischer Kunstwerke: ein griechisches Trinkgefäß aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Die Antikensammlung des Königs ist ein Dorado für Kenner.

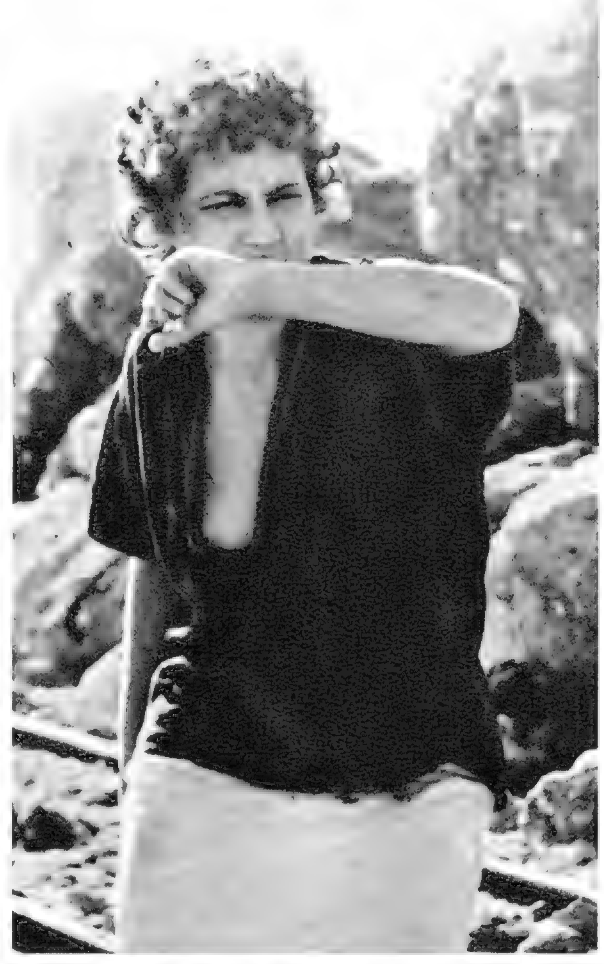
Photos: Wehr

Gesichter von eigenartiger Schönheit suchte sich Vesely für sein Filmexperiment aus. Die „Sapphire" spielt die begabte junge Schweizerin Xenia Hagman.

Flucht im Punkt Null

Ein Filmexperiment von Zwanzigjährigen

Jede Kunstform lebt von neuen Impulsen. So auch der Film. Diejenigen, die ihn — entgegen lebhaftem Widerspruch — als künstlerische Ausdrucksform anerkennen, mühen sich darum seit je, ihn vom Klischee der unterhaltsam-realistischen Bilderfolge weg auf sein Urelement zurückzuführen: auf die Magie des absoluten Bildes. Jean Cocteau gab ein Beispiel dafür mit „Orphée". Bewußt oder unbewußt knüpfte der 24jährige Herbert Vesely jetzt an dieses exemplarische Werk an, als er sein Filmexperiment „Nicht mehr fliehen" schuf. Der Film — bemüht, die Absurdität der menschlichen Existenz zu zeigen — reiht statt einer Handlung in faszinierender Optik Situationen und Seelenzustände von Fliehenden an einem mysteriösen „Punkt Null" aneinander. Erfreulich, daß ein namhafter Produzent wie Hans Abich in Göttingen und das Land Nordrhein-Westfalen den Mut hatten, ein solches Vorhaben finanziell zu ermöglichen. Der Film wurde unter bescheidensten Verhältnissen in Spanien gedreht und geht zur Zeit durch alle deutschen Filmklubs.

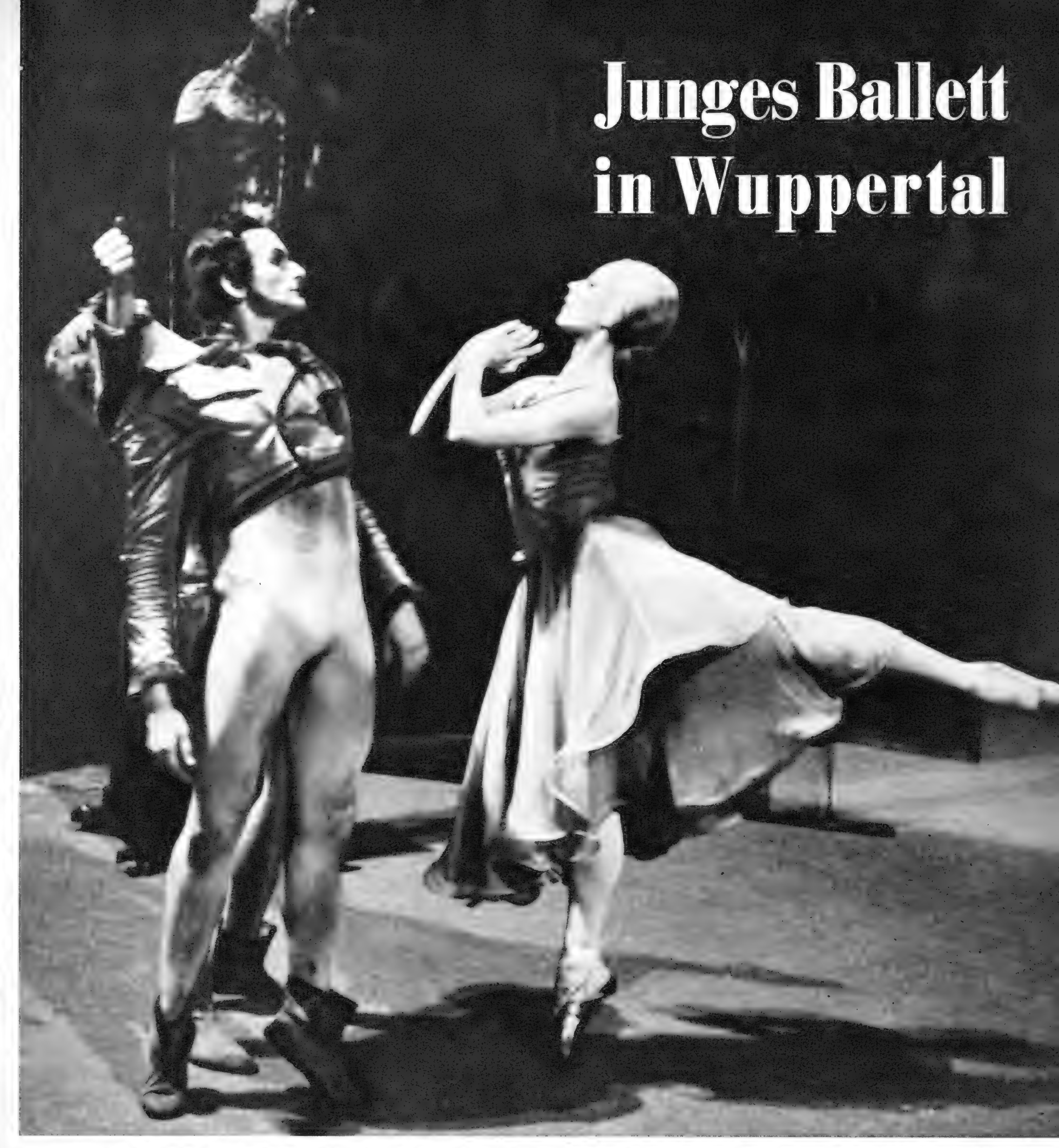


Das „Mädchen Ines" ist keine Schauspielerin. Vesely entdeckte die begabte 19jährige Judith Folda in Wien.



„Gérard", der mit einem Lastwagen in die Wüste fährt, ist der 22jährige Hector Mayro aus Venezuela.

Junges Ballett in Wuppertal



DENISE LAUMER ALS MELISANDE UND ERICH WALTER IN DER ROLLE DES GOLO IN SCHÖNBERGS SYMPHONISCHER DICHTUNG „PELLEAS UND MELISANDE"

Konzentration aller Kräfte auf ein einziges Ziel — das war das große Geheimnis, dem das russische Ballett einst seinen Ruhm verdankte. Dagegen glückte es der in vielfältige Probleme verstrickten deutschen Tanzkunst nicht, zu einem einheitlichen, eigengeprägten Stil vorzustoßen. Mit intensiver Experimentierlust hat sie wettzumachen versucht, was ihr an Tradition und systematischer Schulung versagt geblieben ist. Experimentieren heißt neue Bahnen suchen, und in diesem Sinne bekennt sich auch das junge, vor drei Jahren gegründete Ballett der Wuppertaler Bühnen zum Fortschritt. Musik in tänzerische Bewegung umzusetzen, den Einklang zwischen Tanz, Musik und Bühnenbild herbeizuführen, ist das Ziel der beiden Leiter der Ballettgruppe. Erich Walter, der Tänzer, und Heinrich Wendel, von der Malerei herkommend, arbeiten gemeinsam an dieser künstlerischen Gesamtkonzeption, die auf einen „verinnerlichten" Tanz abzielt und allem Startum abhold ist. In Denise Laumer (aus der Schule Tatjana Gsovskys) hat das Ballett eine hervorragende Primaballerina. Als Melisande (Golo: Erich Walter) in Arnold Schönbergs „Pelleas und Melisande" überzeugte sie ebenso durch tänzerisches Können wie durch spannungsgeladene Ausdruckskraft. Vor allem durch seine avantgardistischen Versuche, absolute Musik im Tanz zu versinnbildlichen, hat sich das Wuppertaler Ballett in zahlreichen westdeutschen Gastspielen bereits einen ansehnlichen Ruf schaffen können.

Photos: Liselotte Strelow



PELLEAS: Tristan-Chromatik webt noch in der 1905 entstandenen symphonischen Dichtung des jungen Arnold Schönberg. Wie Debussys gleichnamige Oper entzündet sich auch diese Musik an Maurice Maeterlincks mystischer Legende vom Kampf des Bruderpaares Golo und Pelleas um die goldblonde Melisande. Im Schmerz um den von Golo ermordeten Geliebten Pelleas welkt Melisande dahin. Golo entsagt der Welt — entrückt schwebt das elterliche Königspaar (Erika Mayer und Henry Lipkowsky) im Hintergrund über der Szene.



PULCINELLA: Charme und Übermut, Witz und komödiantische Laune geben diesem kleinen Einakter prickelnde Spritzigkeit. Heiter-ironisch untermalt die Musik Igor Strawinskys das lustige Spiel um den Erzschelm Pulcinella, der vier häßliche Damen mit munteren Foppereien an der Nase herumführt. Am Ende löst sich der groteske Spaß in eitel Freude auf: Pulcinella (Erich Walter) umarmt seine geliebte Pimpinella (Denise Laumer), und die vier häßlichen Damen finden schließlich ihr Glück bei nicht minder häßlichen Jünglingen.

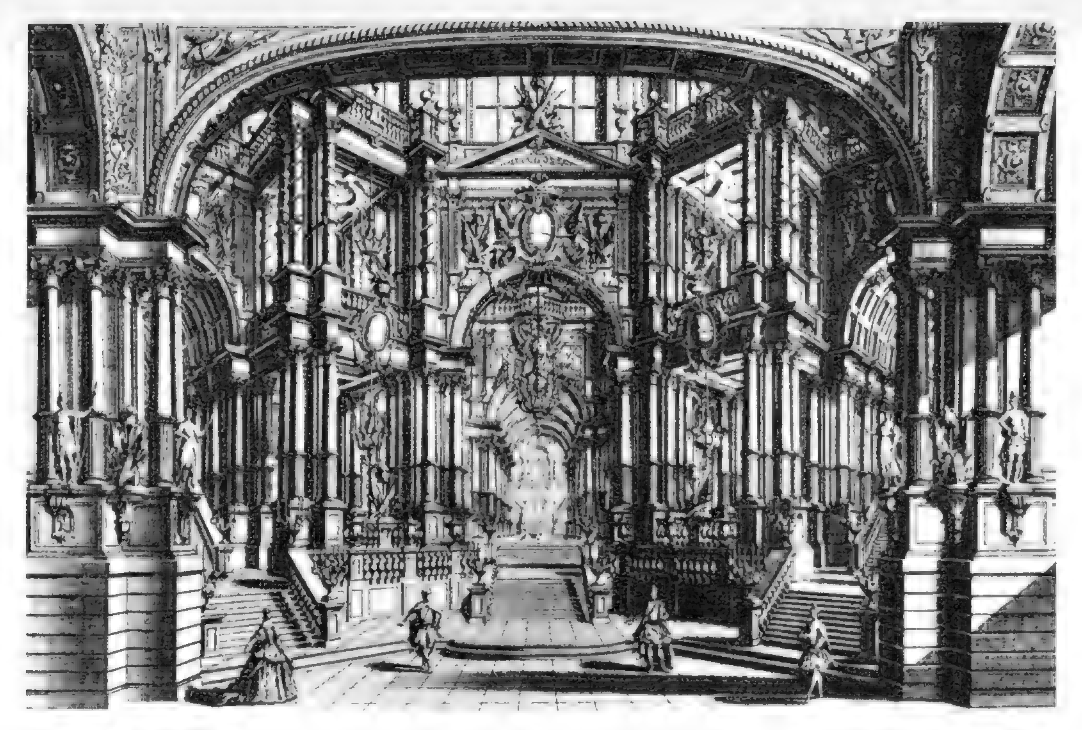




BELA BARTOKS MUSIK für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta, 1936 komponiert, zählt zu den Meisterwerken des großen ungarischen Komponisten. Farbig orchestrale Effekte von schillerndem Glanz, vehementer Wechsel von Licht und Dunkel — Glissandi auf Streich- und Blasinstrumenten, ja selbst auf Pauken — verbinden sich in den vier Sätzen mit einer raffiniert kunstvollen, doch stets durchsichtig klaren Struktur des Aufbaus. Rhythmische Urkräfte scheinen in dieser Musik nur mühsam gebändigt und gleichsam latent in stampfende Maschinen gebannt zu sein, aus denen sie jeden Augenblick mit vernichtender Gewalt herauszubrechen drohen. Modernes Lebensgefühl, überschattet von der unheimlichen Magie übermächtiger Technik, wird hier zum tönenden Symbol. Die geballten Energien und Spannungen dieser Musik drängen geradezu nach Entladung in körperlicher Bewegung — sie erfüllen sich in Tanzformen von verhaltener Leidenschaftlichkeit und artistischer Präzision. In der Bewältigung dieser Aufgabe zeigte das junge, ehrgeizige Wuppertaler Ballett eine überzeugende Glanzleistung.







Giuseppe Galli Bibiena schuf um die Mitte des 18. Jahrhunderts die symmetrische Operndekoration.

Magie des Bühnenbildes

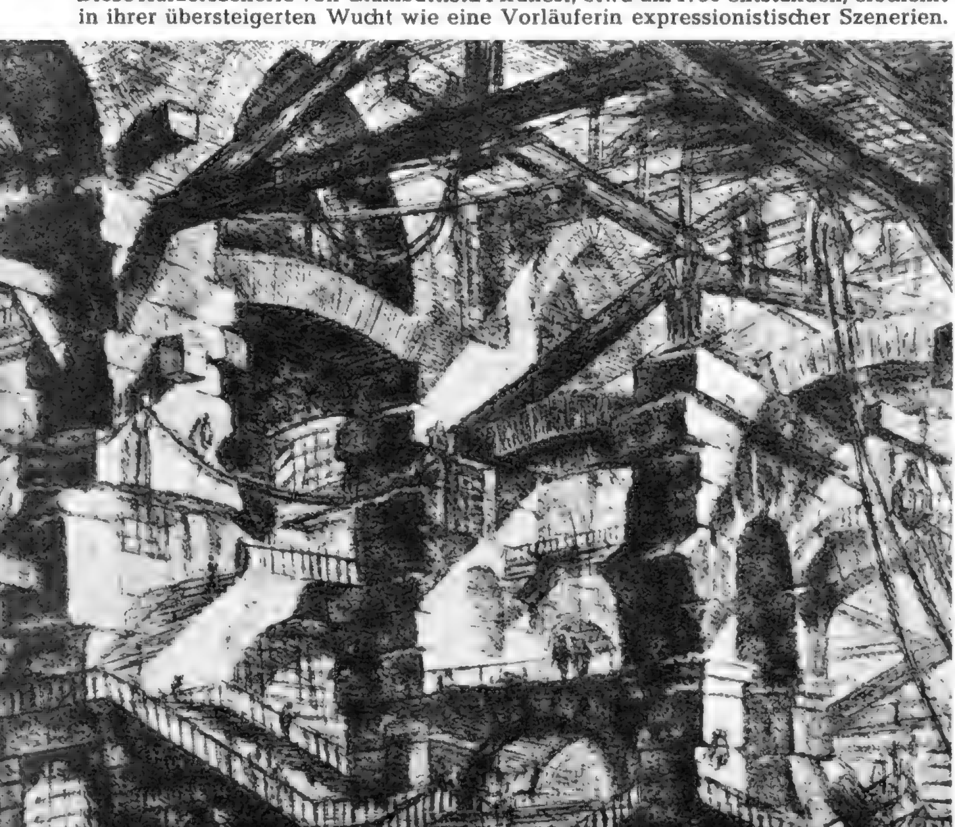
Kulissen zwischen Barock und Moderne

Das Bühnenbild ist von jeher eine Geschichte des Theaters gewesen, es muß in vollem Maße die Atmosphäre des Dramas vermitteln und auf die Verbindung zwischen Darsteller und Zuschauer bedacht sein. Aus dem Geiste des Stückes heraus den Raum für das Spiel zu schaffen, der Regisseur und Schauspielern die bestmögliche Interpretation gestattet, ist seine wesentliche Aufgabe. In den Nachkriegsjahren sind in allen Ländern eine Fülle hervorragender Leistungen entstanden. Deutschland, das am meisten unter einer gestörten Fortentwicklung zu leiden hatte, folgt ihnen teilweise mit radikalen Experimenten, in denen die Folgerungen aus den neugewonnenen Erkenntnissen gezogen werden, bis allmählich eine klarere Linie erkenntlich wird. Drückte der Mensch im Barockzeitalter noch durch großartige oder phantasiereiche Dekorationsbauten dem Theater seinen Stempel auf, entstanden in der Zeit um die Jahrhundertwende zahlreiche Versuche zu einer Reform von Bühne und Bühnenbild etwa durch Schaffung einer Bühne mit mehreren Spielorten, so ist heute die gemalte Szenerie immer mehr in den Vordergrund getreten, ohne daß darunter das Räumliche zu leiden hat — im Gegenteil. Ein geschlossenes Bühnenbild ergibt sich (wie in Ottmar Schuberths aufschlußreichem, bei Callwey in München erschienenem Buch „Das Bühnenbild" betont wird) jedoch erst aus dem Zusammenwirken von Dekoration und Beleuchtung mit dem Erscheinungsbild der Darsteller, die diese Szenerie beleben. Auch das moderne, künstlerisch selbständige Bühnenbild wird darum stets nur Diener am Kunstwerk bleiben, und es geschieht zum Schaden des Dramas, wo immer man dagegen verstößt.



Helmut Jürgens schuf das Bühnenbild zu Korngolds „Die tote

Diese Karzerszenerie von Giambattista Piranesi, etwa um 1750 entstanden, erscheint in ihrer übersteigerten Wucht wie eine Vorläuferin expressionistischer Szenerien.



Hermann Herrey drückte mit seiner mutigen Szenerie für „Julius Cäsar" dem stagnierenden Londoner Bühnenbild einen neuen Stempel auf (His Majesty's Theatre, 1939).



Stadt", die in der Münchner Staatsoper einen bedeutenden Erfolg errang. Hier wird Brügge, die „tote Stadt", in faszinierender und magischer Irrealität auf die Szene gebannt.

Mit Gianni Polidoris Bühnenbildern zu „Es ist Mitternacht, Dr. Schweitzer" gab das Florentiner Theater dem modernen, realistischen Typ Raum (San Miniato, 1954).



Caspar Neher, einer der hintergründigsten Bühnenbildner, läßt in seiner Macbeth-Szene die Dämonie der schottischen Mystik lebendig werden (Staatsoper Hamburg).







Drinnen und Draußen

Die Dämmerung regiert noch bis in den hohen Mittag. Was vom Tage bleibt, verdüstern die schwarzen Schwaden der Schlote. Ebenda geschieht es – ein goldner Hauch weht durch das Dunkel, feierlich erblüht ein Palmkätzchen in die winterliche Stille. Es ist das unschuldige erste Mal. Morgen wird ihm wie ein jubelndes Echo ein millionenfaches Blühen folgen ... Drinnen in der Winterstube ist alles anders. Da steht die Vase mit dem Haselnußzweig vor dem Eisblumenfenster. Die Nachtkälte hat ihr zauberisches Siegel hinterlassen und das erste Licht des aufbrechenden Jahres treibt sein Spiel damit. Eines Morgens ist es dann geschehen: auch hier schlägt ein Zweig aus, über Nacht, geheimnisvoll, wie von unheimlichen Mächten bewegt. Ist es denn nicht lang vor der Zeit? Ist es denn kein tödlicher Vorwitz? „Es war noch nie so schön", lächelten die Alten weise und vergessen, wie oft ihnen enttäuschte Hoffnung das Herz versteinert hat. Sie haben das Hoffen nicht verlernt. Sie freuen sich noch einmal an dem holden Glanz und übertreiben aus glücklichen Herzen ... Nur die Jungen sehen das Wunder nicht – sie blühen selber mit, dem Mai entgegen, der sommerlichen Reife.



Photos: Dodenhoff, Windstosser



HILDE MIKULICZ ALS FELICIA UND ALFRED SCHIESKE ALS MAGNUS GARBE IN DER EINDRUCKSVOLLEN KERKERSZENERIE DER DÜSSELDORFER AUFFÜHRUNG

„Ich wette, sie sind zum Himmel gefahren!"

Zehn Jahre nach dem Tod des Dichters: eine Hauptmann-Uraufführung in Düsseldorf

Das Düsseldorfer Schauspielhaus konnte — nach einigen Kulissenkämpfen um die Bühnenrechte — Hauptmanns nachgelassene Tragödie „Magnus Garbe", die vom Dichter selbst dem Theater vorenthalten wurde, bringen. In dem 1914/15 entstandenen Werk, dem ein historischer Vorwurf aus dem 16. Jahrhundert zugrunde liegt, hat Hauptmann wie in infernalischer Vision versucht, am Beispiel der Inquisition den Massenwahn und die grausige Wandelbarkeit der Menschennatur zu deuten, wie es 40 Jahre später der Amerikaner Arthur Miller in seiner „Hexenjagd" tat. Hauptmanns Heldin ist die junge, schöne und reiche Felicia, die von Magnus Garbe, dem 50jährigen Bürgermeister, ein Kind erwartet. Sie wird der Hexerei bezichtigt und schließlich auf die Folter geschleppt, weil sie mit unreinen Geistern in entlegenen Winkeln verkehrt sei. Als sie verurteilt wird, stellt sich Magnus Garbe vor Felicia und erleidet mit ihr den Tod im Kerker, noch ehe der Henker sie als Opfer des Massenwahns richten kann. Das schwere Wort des Henkerknechtes: „Ich wette, sie sind zum Himmel gefahren!" wird zur Anklage gegen die Ankläger. Karlheinz Stroux sah sich infolge der konventionellen sprachlichen Mittel, mit denen Hauptmann das ihn Bedrängende ausgedrückt hat, ohne das eigentliche geistige Gegenbild zu entwickeln, einer schwer zu lösenden Aufgabe gegenüber. Doch mit Hilfe der großen Gestaltungskraft von Hilde Mikulicz und Alfred Schieske, der mit schonungsloser Eindringlichkeit das Zerbrechen einer Kraftnatur deutlich machte, gelang es dem Regisseur, die schneidenden Dissonanzen des Stückes erträglich zu machen.



Hilde Mikulicz verstand es, Ergebung und Verzweiflung wirksam nebeneinander zu stellen. Erschütternd die Worte ihrer Rolle: „Wenn man nur nicht in diesem bleiernen Schlaf mitunter so angstvolle Träume hätte.“



Karl Maria Schley als Dominikanermönch hat an dem neugeborenen Kind Felicias ein Mal entdeckt, das er als Hexenzeichen deutet. An diesem verhängnisvollen Irrtum entzündet sich die Tragödie des Magnus Garbe.



„Nützet die Stunde, hier schläft euer Weib. Ihr werdet ihr morgen nicht wieder begegnen“, sagt der Arzt Dr. Anselo (Hans Caninenberg) zu dem in die Zelle Felicias eintretenden Bürgermeister Magnus Garbe.

Verhandlung ohne offene Zeugen, ohne Beweise, ohne Verteidigung und Berufungsmöglichkeit — das Symbol der fliegenden Blutgerichte. Felicia, die nicht gestehen will, fragt später Magnus Garbe: „Hast du von der Hexe gehört, die dreißig Herzlein neugeborener Kindlein gegessen hat? Gott Vater hat meinen Mund fest zugemacht.“

Photos: Knipping, Strelow

Mensch

Manfred Hausmann

Am Rande

Brief von einer Mittelmeerreise

Wenn du mich jetzt, Lieber, wo die Reise ins Mittelmeer hinter mir liegt, fragen würdest, was denn am lebendigsten in mir geblieben ist, müßte ich dir antworten, daß es nicht die Bilder von den berühmten Stätten, sondern eher die Erinnerungen an die kleinen und zarten Dinge, an die Begebenheiten am Rande sind, die mich erfüllen. Es bedeutet gewiß viel, die schimmernde Akropolis, den Kuppelraum der Hagia Sofia, das asphodelenüberblühte Theater von Taormina, den puffenden Krater des Vesuvs, den nächtlichen Suezkanal im Scheinwerferlicht der Ostasiendampfer, die ewigen Maße der Pyramiden, die Gebirge um das Tote Meer herum und alles das gesehen zu haben, aber es bildet auf dem traumhaften Theater des Gedächtnisses doch nur den Hintergrund. Im Vordergrund erscheint etwas anderes, ein Bienengesumme über einer gestürzten Tempelsäule, ein schwermütiges Gesicht hinter einer Fensteröffnung, das silbrige Flirren eines Ölbaumes, eine schnell vorbeiziehende Musik, ein scheues Tier, eben jene leisen Bewegungen und Begegnungen, auf die ich damals, als sie stattfanden, kaum achtete. Der Hintergrund steht schweigend und groß da, unbeweglich in seiner zeitlosen Dauer, aber hier vorn regt sich das Leben mit seinen Schmerzen und seiner unbegreiflichen Süße. Ich kann mir nicht helfen, das Leise ist ja doch merkwürdiger, im doppelten Sinne des Wortes, als das Laute und Gewaltige.

So denke ich etwa daran, wie ich eines Abends in Split umherschlenderte und in einer Gasse, die an den Mauerresten des Diokletianischen Palastes entlangführte, plötzlich stehenblieb und ein paar Schritte zurückging, weil mir so war, als hätte ich in einem Spalt zwischen zwei baufälligen Häusern einen seltsamen Menschen gesehen. Ich blieb, während ich mir den Anschein gab, als fesselte mich die Architektur dieser beiden Häuser ganz besonders, vor dem Spalt stehen und warf einen schnellen Blick hin-

MANFRED HAUSMANN 1898 in Kassel geboren, in Göttingen aufgewachsen, dann Soldat des Ersten Weltkriegs, wurde sich erst nach einem unruhigen Leben als Philosophiestudent, Dramaturg, Feuilletonredakteur und — notgedrungen — auch im Kontor der väterlichen Fabrik, seiner dichterischen Fähigkeiten bewußt. Erst die harten zwanziger Jahre brachten den Suchenden seinem Wesen näher. Er landstreicherte durch Deutschland, durchreiste Amerika, pendelte vom Äquator bis zur Packeisgrenze Spitzbergens, heiratete und ließ sich in der damals modernen Künstlerkolonie Worpswede nieder. „Lampion", die Erzählung vom liebenswerten Vagabunden, entstand, und sein erster Gedichtband „Jahre des Lebens". Aus seinem bekenntnishaften Gesamtwerk hört man Klänge von Hamsun und Kierkegaard heraus, wie in dem Roman „Liebende leben von der Vergebung". Hausmann, dieser Dichter zwischen den Zeiten, ist stets von neuem von dem Rätsel „Mensch" überwältigt, dessen verlorenen Idealen er mit glühender Sehnsucht nachspürt. Heute lebt er auf dem „Dyllenhof", unweit von Bremen, direkt am Ufer der Weser. Aus dem einstigen Vagabunden ist ein seßhafter Mann geworden, der Kinder und Enkelkinder in das entschwundene Paradies der Hausmusik einführt. Aber er schreibt auch wieder für Zeitungen und für den Rundfunk, denn selbst der vielgelesene Dichter steht im Zeitalter der modernen Massenkultur ständig im Kampf um die Existenz.



1917: Manfred Hausmann als Verwundeter. Den Krieg empfand er als Mischung von Abenteuer und Gralsritterschaft.

und Dichter zwischen den Zeiten

verbindet in seinem literarischen Schaffen Tradition und Gegenwartsnähe

ein. Da starrte mich aus der Dämmerung ein etwa siebzehnjähriges Mädchen mit weichem slawischem Gesicht so scheu und traurig an, daß ich die Augen schleunigst woandershin richtete und langsam weiterging. Als ich mich gleich darauf vorsichtig umwandte, bemerkte ich, daß das Mädchen vornübergeduckt aus dem Spalt herauskroch und in entgegengesetzter Richtung davonglitt. Ich zögerte ein paar Sekunden, dann folgte ich ihr so unauffällig wie möglich.

Sie hatte dünne Beine, die Stöckelschuhe, die sie trug, waren zerfetzt, der linke war so schiefgelaufen, daß sie mehr auf der Außenseite als auf der Sohle schlürfte. So schob sie sich gleichmütig durch das Menschengewimmel, streckte im Gehen die rechte Hand diesem und jenem entgegen und verbarg sie, wenn sie nichts bekam, wieder unter ihrer Schürze. Legte aber jemand eine Münze hinein, so schlüpfte sie scheu in den nächstbesten Winkel und knotete den Schatz in ihren Schürzenzipfel. Dann schob sie die rechte Schulter vor und setzte ihren Weg fort.

Jede ihrer Bewegungen war von einer so wunderbaren, ruhigen Tierhaftigkeit, daß ich eine halbe Stunde und länger hinter ihr herwanderte. Du weißt ja, wie gern ich so etwas tu. Obwohl sie erst siebzehn Jahre alt war, hatte sie doch schon die Gleichmütigkeit ganz alter Leute. Du hättest nur einmal sehen müssen, mit welcher Verachtung sie ihre Mundwinkel ein wenig nach unten zog, wenn gutgekleidete Damen ihr nichts in die Hand legten. Sie schlürfte schweigend weiter, blickte in die Ferne und zog verächtlich die Mundwinkel herunter.

Schließlich richtete ich es so ein, indem ich nämlich schnell um drei Ecken herumlief, daß ich ihr auch einmal begegnete. Ich wollte gern, daß sie auch mir ihre Hand entgegenstreckte. Aber sie lächelte, ohne mich anzusehen, nur ein ganz klein wenig vor sich hin und schob sich mit vorgedrückter Schulter und in die Ferne gerichtetem Blick an mir vorbei, ohne die Hand unter der Schürze hervorzuholen. War es etwas Besonderes, was ich mit der Bettlerin erlebte? Es war nichts. So gut wie nichts. Aber immer, wenn ich irgendwo das Wort Split lese, sehe ich dieses zerlumpte Menschenkind vor mir mit seinem Gleichmut und seiner tierhaften Einsamkeit.

Einsame Menschen vergißt man ja überhaupt nicht so leicht. Da muß ich zum Beispiel an den Lotsen von Santorin denken. Santorin ist, du weißt es wohl noch von der Schule her, eine von den Kykladischen Inseln im Ägäischen Meer zwischen Griechenland und Kleinasien. Pindar sagt von diesen Inseln, wenn man vom Himmel auf sie herabschaute, sähen sie wie helle Sterne auf dem Blau der See aus. Als ich mit der „Steuben" an vielen von ihnen vorbeischipperte, hatten sie allerdings nichts Sternenhaftes an sich. Sie zogen sich vielmehr, violett und rosa überhaucht, als eine Kette von zakkigen Schattenrissen am Horizont hin. Erst kam Milos, dann Pholegandros, dann Sikinos und zuletzt Ios. Das Schiff rauschte, eine mächtige Bugwelle vor sich herschiebend, in einiger Entfernung an ihnen vorbei. Auf der anderen Seite tauchte Santorin in der Ferne auf. Zuerst war es nur ein schräg aus dem Wasser steigender Felsenhaufe, schraffiert von Weizen- und Rebenterrassen. Aber nach einiger Zeit konnten wir erkennen, daß diese Insel vor Tausenden von Jahren als Vulkan gelebt hatte. Und eines Tages wurde die Mitte durch eine ungeheure Explosion emporgeblasen. Nur der Rand blieb stehen, Hunderte von Metern hoch. Im Laufe der Zeit brach die See da und dort hindurch, so daß man heute sogar mit großen Passagierdampfern durch die Lücken hindurchfahren und in den Kratersee eindringen kann.

Wir waren noch etliche gute Meilen von dem Felsenring entfernt, als sich ein Pünktchen davon löste und auf uns zuhielt. Es war das Lotsenboot von Santorin. Nach einiger Zeit konnte man erkennen, daß drei Männer an den Riemen saßen, während ein vierter das Steuer führte, und ein fünfter, der Lotse offenbar, aufrecht dastand und fürs erste nichts weiter tat. Es dauerte nicht lange, da lag das Boot längsseits. Der Lotse rief mit heiserer Stimme etwas zur Brücke herauf, aber niemand verstand seine Sprache. Und er seinerseits wußte mit den Lauten, die von oben herabtönten, gleichfalls nichts anzufangen. Er konnte wohl nur Griechisch. Nach einigem Hin und Her ging der Erste Offizier hinunter, verhandelte eine Weile am Fallreep mit ihm und ließ ihn, nachdem er sein Papier gründlich geprüft hatte, an Bord. Gleich darauf tauchte er mit seinem schäbigen Hut und seinem abgerissenen Anzug oben auf der Brücke auf. Der Kapitän zeigte böse auf das Ruderboot, das an der Steuerbordseite unter der Brücke an den aushängenden Leinen festgemacht hatte. Bei der schnellen Fahrt lief es Gefahr, unter Wasser gedrückt zu werden, gar nicht zu reden davon, was geschehen würde, wenn das Schiff seitlich anscheren sollte. Der Lotse brüllte mit seiner heiseren Stimme etwas hinunter, die santorinische Bootsbesatzung brüllte alles mögliche zurück, der Kapitän ärgerte sich, der Erste schimpfte Mord und Brand, aber das Boot blieb, wo es war, und wurde, halb auf der Seite liegend, weiter durch die Wellen geschleift.

Kein Wunder, daß die Leute auf der Brücke nicht viel von dem Lotsen, den sie nicht angefordert hatten, wissen wollten. Vorläufig hatten sie nur Scherereien mit ihm gehabt. Er seinerseits war indessen darauf bedacht, darzutun, daß er der Lotse wäre, der das Schiff durch die klippenreiche Einfahrt nach der Barre im Kratersee bugsieren würde, wo es den Anker ruhig fallenlassen konnte. Mithin redete er auf den Kapitän ein, gab Zeichen nach dem Rudergänger hin, die nicht beachtet wurden, wanderte auf der Brücke hin und her und spähte mit seinen glühenden griechischen Augen in die Ferne. Das mochte er gerne tun, der Kapitän hatte die Sache bereits selbst in die Hand genommen. Er würde das Schiff auch ohne den Lotsen dorthin bringen, wo der beste Platz zum Ausbooten der Passagiere war. Laß den Kerl man snaken, dachte er, ich habe Echolot und Karte.

Der Lotse stand ganz einsam da. Er war der Lotse, aber er hatte nichts zu sagen. Seine Finger knöpften zitternd die speckige Jacke auf und zu. Da kam nun dieses gewaltige Dampfschiff einmal im Jahr nach Santorin. Er hatte sich ihm entgegenrudern lassen, soweit es irgend ging. Sein Herz hatte gebebt vor Freude und Stolz, diesen fremdländischen Dampfer mit den zwei mächtigen Schornsteinen durch die Einfahrt lenken zu dürfen. Aber nun wußte die Schiffsleitung alles besser als er. Man brauchte ihn nicht. Der Kapitän und die Offiziere trugen schneeweiße Uniformen mit goldenen Knöpfen darin. Ihre weißen Mützen waren mit goldenen Schnüren geziert. Was bedeutete er dagegen mit seinem Hut und seiner Jacke! Er konnte wohl von Zeit zu Zeit einmal dort hingehen, wo die Nock der Brücke seitwärts über den Schiffsrumpf hinausragte, und zu seinen Kameraden hinuntergrüßen, die sich abmühten, ihr halb gekentertes Boot über Wasser zu halten, aber das war auch alles. Keine Sorge, ich bin hier oben, grüßte er hinunter. Und dann sah er wieder den Kapitän und stand wieder verloren und einsam neben dem Ruderhaus.

★

Du mußt nicht denken, ich hätte nur solche gedämpfte Begegnungen gehabt. Zuweilen ging es auch ganz lebhaft zu, es gab auch das eine oder andere zu lachen oder doch wenigstens zum Lächeln. Ich brauche mich nur an die Jungen von Phaleron zu erinnern, an die Straßenräuber und Komödianten. Eine halbe Stunde, bevor der „General von Steuben" in der Phaleronbucht vor Athen den Anker heraufholte, entdeckte ich, daß ich noch einen Hundertdrachmenschein, mit dem ich in Zukunft doch nichts mehr würde anfangen können, in der Tasche hatte. Hundert Drachmen sind nicht viel Geld, immerhin gab es sicher drüben in Phaleron Leute genug, einen Schwammverkäufer oder einen Briefmarkenhändler, den ich damit glücklich machen könnte. Ich nahm also ein Boot und fuhr noch einmal an Land. Aber wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, weit und breit ließ sich keine passende Seele blicken. So wandte ich mich denn stadteinwärts oder, besser gesagt, stadtauswärts und erklomm eine der steilen, sonnendurchglühten Straßen. Mit einem Male sauste ein Radfahrer die Straße herunter, und ein etwa zehnjäh-



1934: Ein ernster, grüblerischer junger Mann, der sich für die Dichtung entschieden hat. Damals schrieb er „Lilofee".



Hausmann zusammen mit seiner Frau Irmgard, die ihm vier Kinder schenkte und ihn als Sekretärin und Mitarbeiterin unterstützt.



Als Skifahrer im sonnigen verschneiten Worpswede: Hausmann liebt auch im Winter die flache, ernste Landschaft unweit der Küste. Seine Naturverbundenheit prägt auch seine Werke, die immer lebensnah und frisch wirken.

Photos: Heggemann, Archiv

Der kleine Binnenhof des Hausmannschen Landhauses am Bremer Weserstrand wird von einer reizenden Gartenanlage genutzt. Es ist die stille Landseite der Besitzung.



Das holzgezimmerte Eßzimmer ist ein Teil eines großen Raumes, der mit Möbeln und Gemälden aus Worpswede ausgestattet ist, darunter ein Bild von Paula Modersohn.



Die kleine Bibliothek enthält nur Tisch, Polsterbank und Sessel. Aber die gefüllten Bücherregale reichen bis zur Decke hinauf. In diesem Raum wird nur gelesen.

Mensch und Dichter zwischen den Zeiten (Fortsetzung)

riger Junge, der schreiend aus einem Haus herausstürzte, rannte blindlings in das Rad hinein, wurde zu Boden geschleudert und blieb blutend liegen. Ich lief sofort zu ihm hin. Aber er stand, als er mich kommen sah, schnell auf, als hätte er ein schlechtes Gewissen, und humpelte eiligst davon. Vergebens schwenkte ich, um meine Hilfsbereitschaft und Harmlosigkeit darzutun, den Schein, den ich gern loswerden wollte, hinter ihm her. Er humpelte davon, ohne sich umzusehen. Andere Leute kamen hinzu, die Fenster und Haustüren der nächsten Häuser belebten sich, die Sache wurde mir unangenehm, ich schob den Schein in die Rocktasche und ging meines Weges.

Kaum hatte ich mich jedoch an die hundert Meter entfernt, da hörte ich ein Getrappel hinter mir. Eine Horde Jungen kam hinter mir hergaloppiert, in ihrer Mitte der Blutende. Wahrscheinlich hatte man ihm inzwischen klargemacht, was für ein Glück er sich hatte entgehen lassen. Er stellte sich vor mich hin, schmierte sich das Blut im Gesicht herum und heulte zum Steinerweichen. Aber als ich in die Rocktasche griff und den Schein hervorholte, versiegten die Tränen sofort, die Augen füllten sich mit Hoffnung, die Hände streckten sich mir entgegen. Nachdem er das Seine empfangen hatte, tappte er mit seinen Kumpanen davon. Zufrieden trat ich den Rückweg zum Schiff an. Aber ich kam nicht weit. Ein anderer Junge überholte mich in vollem Lauf, ein Radfahrer preschte hinter ihm her, stieß ihn an und warf ihn nieder. Vielmehr, der Junge fiel schon hin, ehe der Radfahrer ihn auch nur erreicht hatte, fiel hin, schlug einen Purzelbaum, wirbelte, mit sämtlichen Armen und Beinen zappelnd, eine Unmenge Staub auf und brüllte, als stäke er am Spieß. Da ich aber zu seiner Verwunderung nicht herbeieilte und auch sonst keine Miene machte, ihn mit einem Hundertdrachmenschein zu trösten, sondern ganz ungerührt weiterwanderte, erhob er sich und warf sich abermals vor meinen Füßen kopfüber auf die Erde. Und aus einer Seitengasse brachen zwei weitere Jungen hervor, ein großer und ein kleiner, der große schubste den kleinen gegen mich, der sich sofort überkugelte und sich dabei, wenigstens nach seinem Geschrei zu schließen, alle Eingeweide zerriß. Ehe ich mich recht gefaßt hatte, wälzte sich ein dritter Junge, ein vierter, ein fünfter und ein sechster vor mir im Staube herum. Offenbar hatte es sich in den interessierten Kreisen von ganz Phaleron mit Windeseile herumgesprochen, daß ein sonderbarer Fremdling angekommen sei, der arme Gestürzte mit Hundertdrachmenscheinen aufzuheitern pflegte. Das Getümmel um mich her und das Geheul wurden immer beängstigender. Schließlich wußte ich mir keinen anderen Rat, zumal wiederum allerlei Erwachsene sich versammelten, als mich durch einen kleinen Dauerlauf meinen fallsüchtigen Freunden zu entziehen. Trotzdem werde ich, wie du sicher verstehen kannst, den Jungen von Phaleron mit ihrer behenden Auffassungsgabe und schauspielerischen Kunst ein ehrendes Andenken bewahren.

★

Auf der anderen Seite des Mittelmeeres wohnen andere Straßenjungen. In der Oase von Tripolis liegt zum Beispiel ein Dorf, das die Eingeborenen Tagiure nennen. Eines Morgens nahm ich es mit einigen Bekannten in Augenschein. Alsbald trat uns ein splitterfasernackter brauner Junge entgegen, der etwas Steinartiges an einem Bindfaden um seinen Kopf kreisen ließ. Er lachte uns an und ermunterte uns durch Gebärden, den Stein, den er uns nunmehr vor Augen hielt, vermittels Geldes zu erwerben. Wir sahen genauer hin, und da war es gar kein Stein, sondern ein Vogel, ähnlich einem Finken, mit zusammengebundenen Beinen. Er hing mit dem Kopf nach unten und blickte ruckweise mit kleinen Bewegungen um sich. In seinen Nasenlöchern steckte aus irgendeinem Grunde ein Federkiel. Natürlich brachten wir den Vogel auf der Stelle an uns, zogen den Kiel so vorsichtig wie möglich aus den Nasenlöchern heraus und ließen das Tierchen fliegen, wir Dummköpfe. Der ermattete Vogel flatterte wohl über die Lehmmauer, kroch dann aber so erschöpft unter den Palmen herum, daß der Junge, der sich mitsamt seinem Gelde sofort über die Mauer geschwungen hatte, ihn wieder einfangen und fesseln konnte, um ihn dem nächsten empfindsamen Weißen an einer anderen Stelle des Dorfes vorzuhalten. Und der nächste Weiße würde sich voraussichtlich genau so übers Ohr hauen lassen wie wir.

Siehe, da begegnete uns, nachdem wir um einige Ecken gebogen waren, ein zweiter Knabe mit einem zweiten Vogel und stellte dasselbe Ansinnen an uns wie der erste. Wir änderten unser Verfahren insofern, als wir ihm für den Vogel kein Geld, sondern eine wohlgelungene Backpfeife verabreichten. Den weichen, atmenden Federball behielten wir bei uns, bis wir draußen vor dem Dorfe waren. Dort schenkten wir ihm in aller Heimlichkeit die Freiheit wieder, nicht ohne uns seufzend zu gestehen, daß wir es dahingestellt sein lassen müßten, wie lange er sich ihrer erfreuen würde. Immerhin steht, wenn alle Fremden in ähnlicher Weise vorgehen, zu hoffen, daß die Vögel von Tagiura in Zukunft ihren Frieden haben. Die Backpfeife kann übrigens wegfallen. Völkerrechtliche Gründe sprechen dafür.

★

In der tunesischen Hafenstadt Sousse bestieg ich den reizend ausgestatteten Salonwagen der Schmalspureisenbahn, die durch die Steppenwüste ins Innere nach Cairouan führt. Hinter der Stadt zogen sich große Gärten über die Hügel hin, Ölbaumplantagen, Orangenfarmen und dergleichen. Allmählich wurden die Gärten seltener und hörten schließlich ganz auf. Und die Hügel verloren sich in der weiten Steppe. Fern, in der fernsten Ferne, dämmerten die hellblauen Flächen des Atlasgebirges auf.

Der Zug qualmte und klapperte dahin, die Steppe blühte und blühte überall.

Was war das für eine Steppe! Sie blühte von einem Ende bis zum anderen. Ich kann dir nicht sagen, wie die Blumen hießen, die dort in großen Flächen, bald gelb, bald blau, bald weiß, bald rot aufleuchteten. Jedenfalls war es ein toller und zauberhafter Anblick. Zwischendurch ragten von Zeit zu Zeit Binsenbüschel auf, die wie lagernde Kamele aussahen.

Als wir nach einer Stunde auf einer Station hielten, die aus ein paar weißen flachen Araberhäuschen, einem Ausweichgleis und sonst nichts bestand, erging ich mich ein wenig in der Steppe. Und da roch ich den starken Duft dieser Milliarden von Blumen. Er war von einer wilden Süße. Ich spürte auch den Geruch des heißen Erdreiches. Ich war froh, daß ich diesen Geruch kennenlernte. Dann pfiff die Lokomotive zum Einsteigen, ruckte an und zog die schaukelnden Wagen hinter sich her. In immer neuen Wellen trug der Wind den Duft der Blumen und den Geruch der bräunlichen Erde herüber. Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und starrte mit zusammengekniffenen Augen über die unendliche buntflimmernde Fläche hin. Mit einem Male sprengte ein Reiter mit wehendem Burnus auf einem hellgrauem Pferde hinter dem Zuge her. Er kam näher, er erreichte den Zug, ich konnte die großen, erschrockenen Augen des Pferdes erkennen, er überholte einen Wagen nach dem anderen und riß plötzlich sein Pferd mit einem heiseren Schrei halb gegen den Zug herum, daß es hochstieg. Er selbst richtete sich im Sattel auf und schüttelte die Flinte drohend gegen uns. Dann galoppierte er durch die bunten Blumenflecken in die Wüste hinein, weiter und weiter in das Grenzenlose, den Spiegelungen der Salzseen entgegen, deren Glast am Horizont wie durchsichtiges Silber auf und nieder wogte...



WALTER RILLA BERICHTET AUS LONDON:

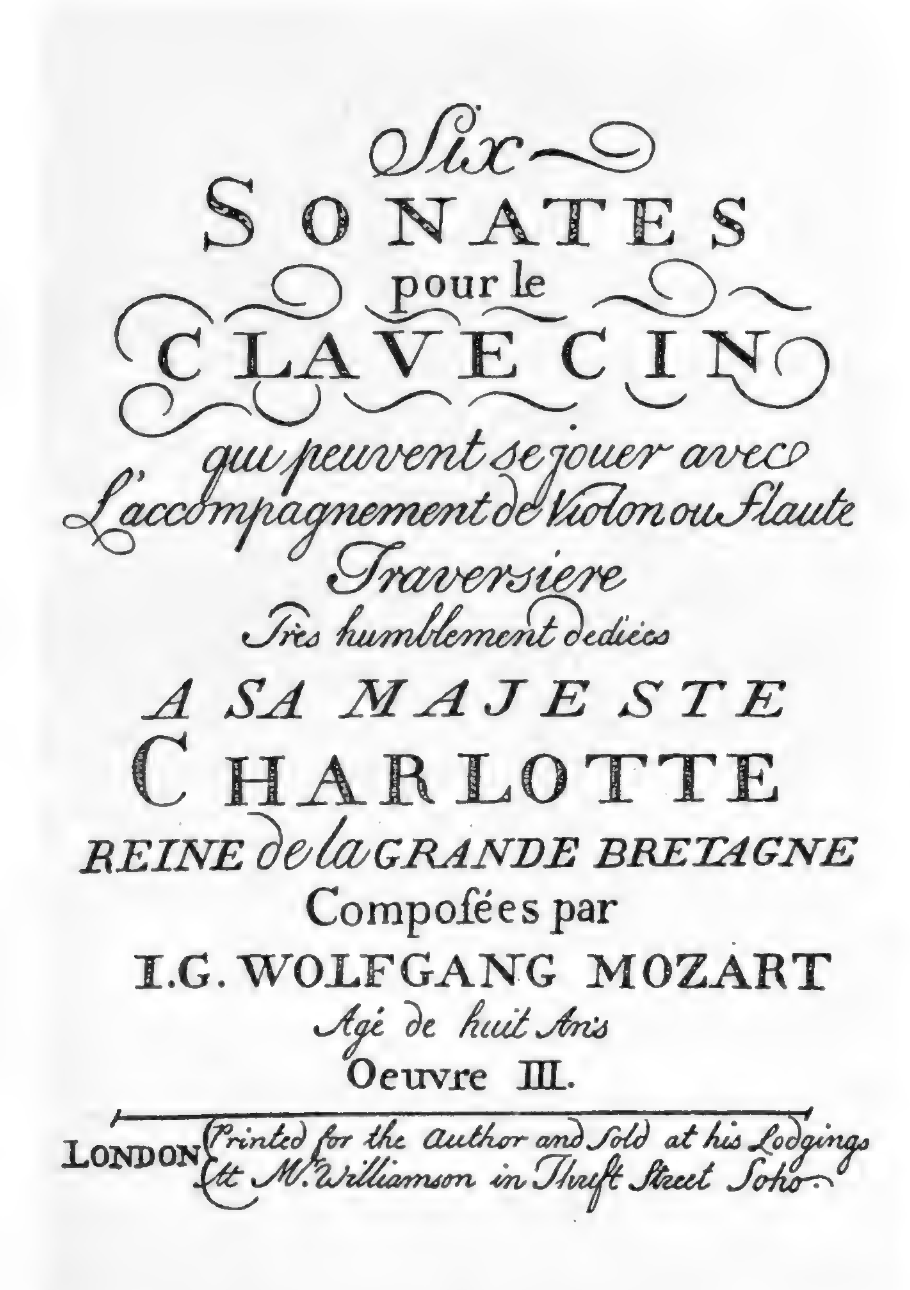
Mozart, Heine und Brecht werden an der Themse stürmisch gefeiert

Es ist Winter in London, harter, bitterkalter Winter, mit scharfem Frost, vereisten Straßen und pfeifenden Nordostwinden, und das ist für die Londoner immer etwas Unerwartetes, etwas, auf das sie nicht vorbereitet sind und das es eigentlich nicht geben sollte. Denn man lebt doch schließlich und endlich hier in Südengland in einem milden Klima, nicht wahr?, und sollte eigentlich das ganze Jahr hindurch keinen Mantel anzuziehen brauchen! Diesmal nun ist es oder war es und ist es nach kurzer Unterbrechung wieder besonders schlimm. Anfang Februar hatten wir den kältesten Tag des Jahrhunderts, tatsächlich den kältesten Tag seit 1895, mit zehn Grad Frost. Das scheint Ihnen, die Sie an schärfere Wintertemperaturen gewöhnt sind, nicht besonders schlimm zu sein, aber hier war es ein Rekord, und in Piccadilly Circus, dem „Herzen des Empire", war das Wasser des Erosbrunnens gefroren und hing in langen, bizarr erstarrten Eisstalaktiten vom Rande der Schale herunter, so daß einem der Liebesgott, der darüber, auf einem Fuße schwebend, seinen Bogen spannt, in seiner Nacktheit leid tat und man den Kragen höher stellte, weil es plötzlich, aus lauter Mitgefühl, noch kälter zu sein schien.

Dann kam drei Tage später der große Tau; damit gab es in Zehntausenden von Häusern geborstene Wasserröhren. Auch das gehört zum Londoner oder, richtiger, zum englischen Winter und passiert jedesmal, wenn wir ein paar Tage Frost gehabt haben. Denn da wir natürlich doch ein warmes Land sind, so befinden sich die Abfluß- und oft auch die Zuflußröhren außen an den Häusermauern (hinten natürlich, wo man sie nicht sieht), und wenn sie dann einfrieren und platzen, wenn es danach taut, so ist es — well just too bad, das heißt, es ist eben ärgerlich, aber dann kann man halt nix machen, wer konnte schon darauf gefaßt sein, daß es so kalt sein würde?

Auch das Kunstleben scheint ein bißchen eingefroren zu sein. Man liest und hört zwar allenthalben von Plänen für die „Season", diese Londoner Frühjahrs- und Frühsommersaison, die im April beginnt, mit ihren vielen Hofempfängen, Bällen, Garden parties, theatralischen, musikalischen und sonstigen künstlerischen Veranstaltungen; die Zeitungen bringen Berichte und Bilder über die neuen Moden, die von den Damen beim Rennen in Ascot, bei den Tennismeisterschaften in Wimbledon und zur Oper in Glyndbourne getragen werden sollen, und die Times veröffentlichte bereits ihre erste, über zwei Spalten gehende Liste der Privatbälle (hauptsächlich für „Debütantinnen" — die jungen Mädchen, die in die Gesellschaft eingeführt werden), die im April stattfinden. Aber das alles ist noch Zukunftsmusik.

Was die Gegenwart betrifft, so besteht oder bestand sie in diesem Monat hauptsächlich aus der Vergangenheit, aus Veranstal-



Six
SONATES
pour le
CLAVECIN
qui peuvent se jouer avec
L'accompagnement de Violon ou Flaute
Traversiere
Très humblement dediées
A SA MAJESTE
CHARLOTTE
REINE de la GRANDE BRETAGNE
Composées par
I.G. WOLFGANG MOZART
Agé de huit Ans
Oeuvre III.
LONDON Printed for the Author and Sold at his Lodgings
At Mr. Williamson in Thrift Street Soho.

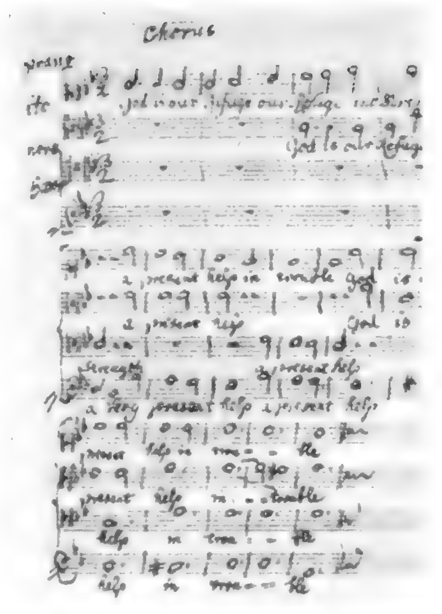
Das Titelblatt der in London gedruckten „Sonates pour le Clavecin", die Mozart der englischen Königin widmete



Der 100. Todestag von Heinrich Heine war — wie überall in der Welt — auch in London Anlaß rühmender Gedenkfeiern

tungen zur Erinnerung vergangener, doch immer gegenwärtiger und immer noch wachsender Größen. Da war das zweihundertjährige Jubiläum von Mozarts Geburt, das nicht nur mit großartigen Konzerten gefeiert wurde. Eine ganze Woche lang gab es in allen Konzertsälen Londons nur Mozart-Konzerte, deren erstes, dem österreichischen Genie zu Ehren, der in Wien geborene Dirigent Joseph Kripps leitete. Es folgte eine ausgezeichnete Neuinszenierung der „Zauberflöte" in der Covent Garden Oper, wozu außerdem eine ungemein interessante Mozart-Ausstellung im Britischen Museum kommt, die bis Ende März dauert. Und diese Ausstellung ist besonders „treffend", denn im Juli 1765 besuchte der neunjährige Wunderknabe mit seinem Vater und seiner Schwester das Museum, das erst sechs Jahre vorher eröffnet worden war, und überreichte dem Kurator das Manuskript seiner Motette „Gott ist unsere Zuflucht", die er speziell für diese Gelegenheit komponiert hatte. Dies Manuskript ist natürlich ausgestellt, zusammen mit einem einzigartigen Reichtum an Mozart-Reliquien (von denen ein Teil der Sammlung Stefan Zweigs entstammt, die sich seit geraumer Zeit als Leihgabe im Museum befindet), Schätze, die sich über das ganze Leben und Schaffen des Komponisten erstrecken: Manuskripte und Handschriften, Originalbriefe, gedrucktes und gestochenes Material, Libretti, Erstausgaben seiner Werke, darunter ein Exemplar seines allerersten gedruckten Werkes, der „Sonates pour le Clavecin", op. 1, erschienen in Paris im Jahre 1764, sowie die „Six Sonates pour le Clavecin", op. 3, die der Königin Charlotte gewidmet waren und deren hervorragend erhaltenes, der Königin überreichtes Exemplar zu sehen ist. Von den Erstausgaben der Opern ist die der „Zauberflöte" besonders schön und besonders interessant durch die Beifügung der sehr seltenen, prachtvollen Farbdrucke der Szenenentwürfe, die Schinkel für die Berliner Neuaufführung von 1816 gemacht hat. Und damit auch der Humor zur Geltung kommt, hat man eine Reihe von Kuriositäten zusammengestellt, unter denen eine 1812 gemachte englische Adaptierung der Arie „Batti, Batti" („Schlag mich,

schlag mich!") aus „Don Giovanni" als Choralmelodie zu den Worten „Gently Lord, o gently lead us" („Sanft, o Herr, o führ' uns sanft") besonders amüsant ist. Ein anderes Jubiläum, das ebenfalls in den deutschen Kulturkreis gehört, wird nicht minder aufmerksam und festlich begangen: der hundertjährige Jahrestag von Heinrich Heines Tod. In der Festival Hall fand eine Sonntagsfeier in Gegenwart des deutschen Botschafters statt, bei der Hans Hotter Heinelieder sang; der englische Dichter Stephan Spender hielt die Festrede und las seine eigene Übersetzung der „Loreley". Zwei wichtige Bücher über den Dichter werden angezeigt: von E. M. Butler, dem früheren (weiblichen) Professor für deutsche Literatur in Cambridge, eine Studie über „Das Leben und Werk Heinrich Heines", dessen Persönlichkeit, wie sie im Vorwort sagt, „eine Herausforderung an den Leser ist, die Quellen zu entdecken, aus denen so viel Witz und Weisheit, Trauer und Leid, Zorn und Reue, so viel Haß und Liebe, so viel Schäbigkeit und Heroismus entsprang." Und die Oxford University Press veröffentlicht ein Buch von Professor William Rose: „Heinrich Heine, zwei Essays über sein Denken und Fühlen", ein Versuch, durch genaue Analysierung seiner Schriften die sozialen und politischen Ideen des Dichters aufzuspüren und darzustellen.



Ein Paradestück aus dem British Museum: Mozart-Autograph aus dem Jahre 1765.

Sie sehen, deutsche Kulturbelange spielen in diesem Monat eine wesentliche Rolle im kulturellen Leben der englischen Hauptstadt. Aber bevor ich zu dem wichtigsten Theaterereignis komme, das auch zu diesen „Belangen" gehört, möchte ich kurz noch eine andere Ausstellung erwähnen, eine sehr englische, sehr charmante und fast wehmütig stimmende Ausstellung alter Photographien von Londoner Straßenszenen aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie wurde kürzlich in Greenwich eröffnet, diesem weit draußen, am unteren Lauf der Themse gelegenen Londoner Vorort, der seinen elegant-verschlafenen 19.-Jahrhundert-Charakter noch immer rührend bewahrt hat und der, wie Sie wissen, der internationalen Zeitmessung und dem Null-Meridian, auf dem er liegt, seinen Namen gegeben hat, weil sich dort bis vor kurzem die Königliche Englische Sternwarte befand.

Es ist bei der Kälte kein Vergnügen, den weiten Weg hinauszufahren, durch die Londoner Dock- und Hafenbezirke, an der Themse entlang (anstatt wie im Sommer bei schönem, warmem Wetter auf der Themse an Deck eines kleinen Flußdampfers, eine Fahrt, die ich jedem Besucher Londons empfehlen kann), aber die Ausstellung lohnt den kalten Weg. Straßenszenen aus den acht-



Aus der Ausstellung Alt-Londoner Bilder: ein Pferdeomnibus von 1887.

ziger Jahren —, Straßenmusikanten mit Harfe, Baßgeige, Geige und Trompete in ihren langen Gehröcken, Cutaways und steifen runden Hüten, Pferdeomnibusse, der „Alte-Kleider-Mann" mit dem Zylinderhut auf dem Kopf und einem halben Dutzend anderer Zylinderhüte im Arm, ein Junge, der die ersten neu erfundenen Streichhölzer feilhält und der, barfuß, mit langen Hosen und seiner Ballonmütze, aussieht wie Jackie Coogan in Chaplins altem, berühmtem Film „The Kid", der Pastetenverkäufer, der mit seinem Holzkohlenfeuer umherzieht, auf dem er seine Ware für jeden Käufer frisch bäckt, und viele andere Szenen, die in diesen unglaublich künstlerisch alten Photographien aussehen, als seien sie der Phantasie eines Kupferstechers entsprungen — ist es wirklich erst 70 Jahre her, daß die Welt und das Leben so friedlich und schön geordnet, ruhig und gemütlich aussahen? Vielleicht ist es nur die Romantik des Vergangenen, das uns so — ja, wehmütig und sehnsüchtig anspricht. Und was wir in diesen Bildern sehen, ist nur eine Fassade, hinter der (man denkt an Dickens) sich viel Elend verbarg. Aber wenn man durch die Ausstellung im Saal der Zentralbibliothek in Greenwich geht, hat man ganz unwillkürlich das Gefühl, man möchte gern auf manchen „Fortschritt" verzichten, wenn die Welt wieder so friedlich und einfach menschlich aussehen würde.

Vielleicht war es die Ähnlichkeit im Kostüm, die mich gestern abend bei der englischen Erstaufführung der „Dreigroschenoper" und heute beim Schreiben dieses Berichtes flüchtig wieder an die alten Londoner Straßenbilder denken ließ. „Die Dreigroschenoper?" fragen Sie mit hochgezogenen Brauen, „von Brecht und Weill — erste englische Aufführung, jetzt?" In der Tat, jetzt, 28 Jahre nach der Berliner Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm, ist das damals so sensationell erfolgreiche und gleicherweise umkämpfte Werk (auf dessen Grazer Aufführung 1929 junge Nazis mit Stinkbomben im Theater reagierten) endlich auch in London aufgeführt worden.

Bert Brecht ist kürzlich hier viel diskutiert und dem Publikum als der bedeutendste lebende europäische Dramatiker vor-

gestellt worden, namentlich von einem der ersten englischen Kritiker, Kennet Tynan, dem brillanten jungen Theaterkritiker des „Sunday Observer", der Brechts Stücke und Produktionen in Berlin gesehen hat. Er war auch eine der treibenden Kräfte hinter dem Zustandekommen dieser Aufführung, die, um es vorwegzunehmen, in der Inszenierung von Sam Wanamaker und mit Bühnenbildern von Caspar Neher unter dem Titel „The Threepenny Opera" bei der Premiere im Royal Court Theatre einen Riesenerfolg hatte. Sie wissen, daß Brecht seinen Stoff und seine Charaktere einem englischen Klassiker, der 1728 von Gay und Pepush geschriebenen und produzierten „Beggar's Opera" entnommen hat, und für Engländer, die ihre Klassiker kennen und lieben, war Brechts revolutionäre Neugestaltung ein Schock. Aber die nach so viel Jahren immer noch ungebrochene Vitalität des Werkes, die Schärfe seines Humors und seiner Satire, sein frecher Zynismus, hinter dem ein verzweifelt menschlicher Ernst und ein großes soziales Pathos liegen, setzten sich unwiderstehlich durch, und am Schluß der Vorstellung gab es nicht enden wollende Ovationen.

Das Hauptverdienst am Erfolg gebührt dem Regisseur Wanamaker, der mit sprühender Phantasie, mit subtilem Witz und Humor und mit rücksichtsloser Konzentration auf das Aggressive sein Ensemble (ohne Starnamen) inspirierte, in Bewegung, Gruppierung und Tanz mit bewußter, höchst diszipliniert quasi-amateurischer Ungeschliffenheit die Massenszenen entwickelte und den Songs zu ihrer elektrisierenden, beinahe wüsten Durchschlagskraft verhalf. Hätte er einen besseren Mackie Messer gehabt, so wäre die Aufführung in nichts der Berliner Uraufführung nachgestanden, doch dem hiesigen Vertreter der Rolle, einem an sich guten Schauspieler, fehlt die federnde Eleganz, die messerscharfe Unwiderstehlichkeit,

AUREL SCHWABIK BERICHTET AUS ROM:

Schnee über der Ewigen Stadt und Abende in der Deutschen Bibliothek

Lassen Sie sich nicht durch klingende Namen wie „Alpenexpreß" und ähnliche verführen, wenn Sie nach dem Süden eilen, sondern wählen Sie die „freccia del sud", die Sie wirklich, gleich einem Pfeil, in kürzester Zeit nach Rom bringt. Sie fährt um etwa drei Uhr nachmittags ab, Zeit genug, um, mit dem Städteschnellzug von Zürich kommend, Besorgungen in der Stadt Mailand von zehn bis ein Uhr zu erledigen und anschließend gemütlich bei Bagutta zu schmausen, in dem Künstlerlokal der „moralischen" Hauptstadt Italiens. Kurz, dieser Pfeil des Südens ist schon (nach kurzem Aufenthalt in Bologna und Florenz, ohne jede weitere Station) gegen elf Uhr nachts in Roma Tiburtina, wo Sie aussteigen oder gleich, ohne den Hauptbahnhof zu berühren, nach dem äußersten Süden weiterreisen können. Am frühen Morgen wären Sie an der Straße von Messina ... Aber ich wollte ja noch nicht zum Ätna fahren. Mich hatte die „freccia del sud" gestern nach Rom gebracht, aus dem sonnigen, kalten Mailand in den weißen Rausch eines Rom, wie ich es noch nicht kannte. Ganz Rom war auf der Straße, um das Einmalige zu erleben: Arme und Reiche, Alte und Junge, Zivil und Militär tummelten sich im Schnee, der seit Menschengedenken noch nie so reichlich auf die Ewige Stadt fiel. Kuppeln und Plätze, Götterbilder und Ruinen, Brunnen und Autos, alles ist mit der hier so ungewohnten weißen, weichen Hülle zugedeckt. Der weite Platz „dei cinquecento" vor dem hypermodernen Bahnhof ist in wehende, stäubende Wolken gehüllt. Hunderte von großen Auto- und Filobussen müssen warten, bis sie vorwärts können, weil der gesamte Verkehr von Rom buchstäblich im Schnee steckenblieb. Die vielen wartenden Schaffner der Omnibusse veranstalten zum Gaudium des Publikums eine groß angelegte Schneeballschlacht. Studenten nehmen sich die hübschen Mädchen zum Ziel, die, schräg hinter ihr Schirmchen geneigt, sich gegen den Sturm stemmen und nur mühsam vorwärts kommen. Wie hat der Winter die Bauten Roms verwandelt — es drängt mich, Santa Maria Maggiore im weißen Kleid zu sehen, die Basilika, deren Grundriß Papst Liborius einst in den

mit einem Wort: die Persönlichkeit des unvergeßlichen Harald Paulsen (es hätte nur einen englischen Schauspieler für die Rolle gegeben, Laurence Olivier, und der war nicht zu haben). Aber die Vertreter der anderen Rollen, der Peachum von Erik Pohlmann (einem früheren deutschen Schauspieler), die Polly von Daphne Anderson, Maria Remusats Jenny (großartig in der Ballade von der Seeräuber-Jenny), George A. Coopers phantastischer Tiger Brown, und alle übrigen, ohne Ausnahme, können es furchtlos mit ihren deutschen Vorgängern aufnehmen. Und die Songs — trotz der oft hilflos schlechten, übrigens amerikanischen Übersetzung —, es sollte mich nicht wundern, wenn, wie damals in Berlin und später in ganz Deutschland, demnächst die Straßenjungens in London die Moritat von Mackie Messer, den Kanonen-Song oder die Seeräuber-Jenny aus der Threepenny Opera pfeifen würden.



Römische Sensationen: Schneeballschlacht vor den Kolonnaden des Bernini

frisch gefallenen Schnee gezeichnet hatte.

Ihre große Freitreppe gegen den Viminal hin ist ganz mit Weiß überzuckert, wie filigran wirkt sie, wie auch die Spanische Treppe heute mit ihren vielen zarten Stufenlinien! Um den Obelisken tummeln sich Rodler und skifahrende Jungen. Wer hat das schon in Rom gesehen? Ich trete ins nächste Café, um mich aufzuwärmen: vergessen ist der Kalte Krieg und Lollo mitsamt Loren, jedes Gespräch dreht sich nur um den Schnee.

Aus dem nahe gelegenen deutschen Schwesternhaus holt ein Südtiroler Mädel mit Trachtenfrisur ein Tablett voll Faschings-







Filmsternchen als Malerinnen: Ivy Nicholson (links) und Brunella Bavo (rechts)

krapfen, die — zusammen mit dem Christbaum — seit langem in Rom heimisch sind. Bei einem guten Espresso blättere ich in den ersten römischen Zeitungen: Exkönigin Geraldine von Albanien ist mit Gefolge in Rom eingetroffen, zugleich besuchten die ersten hundert sowjetrussischen Touristen die Vatikanischen Galerien. Man liest, daß viele Arme von der Kälte schwer getroffen sind. Im Süden Italiens werden Truppen eingesetzt, um vom Schnee belagerte Städte und Dörfer zu verproviantieren. Draußen vor meinem Café entwickelt sich schon wieder eine der spontanen Schneeballschlachten, die sich die Römer heute nicht entgehen lassen. Die kindliche Freude wird immer mehr zu einem halb fastnachtsmäßigen Rausch, die Autos kommen nur langsam vorwärts, und der Schnee wird ihnen zum Schneeballmachen von den Passanten gleich vom Dach gewischt. In der Via Nazionale sind Palmen und Mimosen weiß überzuckert, die vier hohen Palmen der Piazza di Spagna wirken im Winterkleid geradezu märchenhaft. Forum und Tempel, die Trajanssäule, alles ist in Flockengewirbel gehüllt, und der Kaiser Marc Aurel hat ein weißes Mäntelchen um. Die Brunnen der Piazza Navona und die auf dem Petersplatz hängen dicht voll riesigen Eiszapfen. Auf dem Quirinalsplatz tobt der Schneesturm erst recht, und zu Füßen der marmornen Rossebändiger tummelt sich eine Menge Skifahrer, die das Gefälle zur Fontana Trevi hinab ausnützen wollen. Unbeweglich steht die Wache im Schneetreiben am hohen Tor des Präsidentenpalais, des alten Sommerpalastes der Päpste. Ein Minderbruder, barfuß, die Kapuze über den Kopf geschlagen, weit gegen den Sturm vornübergeneigt, eilt über den Platz . . .

Über die weiße Piazza del Popolo erreiche ich auf dem Korso rechtschaffen müde das elegante Café Aragno auf der Piazza Colonna, gegenüber dem hell erleuchteten, gerade eingehend restaurierten Ministerium des Äußeren, dem Palazzo Chigi. Es ist das einzige Café des Zentrums in Wiener oder, wie man hier sagt, venezianischer Art, wo man bequem auf gut gepolsterten Sesseln sitzen und dabei auch ungestört schreiben und lesen kann. Hier beginne ich nun meinen Brief aus Rom, bevor ich mich in den Trubel des römischen Karnevals zu stürzen gedenke.

Gleich erfahre ich auch die wichtigsten Neuigkeiten des Gesellschaftsklatsches: daß die Advokaten Soits und dall'Ongaro dem Zinnkönig Patino den Prozeß gegen die entlaufene Zinnkönigin gewonnen haben, daß sich die Fälle mehren, in denen römische Modelle und Schauspielerinnen sich der Malerei und damit dem ungebundenen Leben in der Via Margutta zuwenden, so Ivy Nicholson, die ihre erste Gesamtausstellung vorbereitet,



Simone Signoret und Ives Montard in Rom.

während die herzige Mailänderin Brunella Bavo aus de Sicas Film „Wunder in Mailand“ fest an der Arbeit ist, um mit den Avantgardisten der modernen Malerei in Konkurrenz zu treten. Auf dem Flugplatz Ciampino sind Ives Montard und Simone Signoret aus Paris angekommen, und die erste Fürstenhochzeit des Jahres in Rom zwischen der Prinzessin Colonna und dem Grafen Marco Casati Pucci wird in der traditionellen Basilika Ara Coeli auf dem Kapitol gefeiert. Aus Frankreich kam John Wayne „der Eroberer“ und konnte im Handumdrehen Tausende römischer Mädchenherzen erobern. Das Teatro dei Gobbi, gut wie jedes Jahr, hat mit der Komödie „l'Arcisopolo“ und mit Franca Valeri Vittorio Caprioli und vielen anderen jungen Künstlern wochenlang vor ausverkauftem Haus gespielt. Allgemein beachtet wird, daß der frühere „Pontifex Maximus der Studenten“, Dr. Francesco Maria Quadro, sich an die Spitze der neugegründeten italienischen Poujadistenpartei berufen hat und zu seinem Symbol den Pflasterstein wählte. Martine Carol traf sich auf dem großen Wohltätigkeitsball für die alten Filmkünstler mit der Lollo, welcher wiederum der Filmkomiker Toto coram publico zu lange das Handgelenk küßte.

Das römische Wintermärchen hat nur kurz gedauert. Einen Tag später war alles von einem lauen Regen fortgespült, und was gestern war, erschien wie ein Traum. Doch zum ersten Male mußte wegen des Unwetters der römische Karnevalszug in Ostia und selbst der Karneval auf der Piazza Navona abgesagt werden. Dafür waren Theater und Kinos, Restaurants und Cafés überfüllt.

Auf der Piazza Venezia, gegenüber dem historischen Palast der Venezianer, hat die Bonner Bundesregierung ein deutsches Kulturinstitut eingerichtet, in dem sie die glücklich erhalten gebliebene Bibliothek des Deutschen Kunstvereins neu geordnet, erweitert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Diese Deutsche Bibliothek ist bei der heutigen Besitzerin des Palastes, der Fürstin Misciatelli, in Miete. Ich steige die feierlichen, sanft ansteigenden Barocktreppen hinauf, rings an den Wänden stehen in Nischen römische Götterbilder und Cäsarenporträts. Dem Direktor des Instituts, Dr. Reinhard Raffalt aus Passau, ist es gelungen, eine gemütliche Atmosphäre zu schaffen, die einen gleich beim Eingang empfängt. Was geboten wird, soll vor allem auf die jungen Italiener abgestellt sein, die sich zäh und lernbeflissen mit der schweren deutschen Sprache abmühen.

Gemütlich sitzen die aufgeweckten, zum Teil ausgesprochen eleganten jungen Leute hier und dort in den bequemen Sesseln, und die deutsche Atmosphäre ist schon unmerklich auf sie übergeströmt. Sie lesen, sehen im Lexikon nach und lassen sich von der nimmermüden Bibliothekarin Dr. Niedeck Auskunft geben.

Die Bachkonzerte der Deutschen Bibliothek werden von den Solisten des italienischen Radios, der RAI, gespielt. Als letztes dirigierte Dr. Raffalt das Bachkonzert für Violine und Streicher in a-Moll, die Suite in C-Dur und spielte selbst das italienische Konzert für Cembalo. Dr. Hilbert, der Leiter des österreichischen Kulturinstituts, hielt in der Mozartfeier der Deutschen Bibliothek die Gedenkrede. Aufgeführt wurde Mozarts Fantasie in f-Moll in der



Martine Carol wird die Hauptrolle in dem Film „Rote Tinte“ spielen

Klavierfassung von Ferruccio Busoni vom Kollegium Musicum der Stadt Köln sowie das Flötenquartett und das Oboenquartett Wolfgang Amadeus Mozarts.

Dr. Peterichs Seminar für Italiener, „Die schönsten deutschen Gedichte des 20. Jahrhunderts", in italienischer Sprache gehalten, ist immer überfüllt, und man glaubt gar nicht, wie groß das Interesse der jungen Römerinnen und Römer an deutscher Poesie ist. Vorträge über die kulturelle Situation Berlins und (in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Rundfunk) über die Frage „Kann der Rundfunk echte Bildung vermitteln" gehören ebenfalls zum reichen Programm des Deutschen Kulturinstituts, das es versteht, unaufdringlich seine Mission zu erfüllen.

ROBERT JUNGK BERICHTET AUS PARIS:

Barrault mit 40 Grad Fieber und Jean Cocteaus Atomfilm

DAS GESPRÄCH DES TAGES ist ein junger Maler namens Bernard Buffet. In zwei Pariser Galerien finden zur Zeit Ausstellungen seiner Werke statt, und ein hiesiger Kunstkritiker stellt ärgerlich fest, daß sich in der Galerie Visconti und der Galerie Drouant-David täglich mehr Leute drängen als in den anderen fünf Dutzend Ausstellungen moderner Maler zusammengenommen, die Paris zur Zeit zu bieten hat. Fraglich ist allerdings, ob es wirklich die Bilder dieses Achtundzwanzigjährigen sind, die das Publikum anziehen, oder nicht vielmehr die Legende seines Erfolges. Seit 1949, dem Jahr, als er zum ersten Male der größeren Öffentlichkeit durch den Gewinn des „Prix de la Jeune Peinture" bekannt wurde, ist Buffets Ruhm von Jahr zu Jahr gestiegen. Selbst die weniger bedeutenden seiner Werke kosten heute bereits eine bis eineinhalb Millionen Francs auf dem internationalen Kunstmarkt. Da Buffet ebenso fleißig wie produktiv ist, hat er sich in wenigen Jahren ein stattliches Vermögen und ein prächtiges Schloß ermalt. Dabei schmeicheln seine Arbeiten keineswegs dem Geschmack des Publikums. Seine Gestalten sind dürr, nüchtern, von einer tiefen, entsagenden Traurigkeit umgeben. Grau und Schwarz scheinen seine Lieblingsfarben zu sein. Seinen größten Erfolg errang Buffet mit einem Zyklus, der das „Grauen des Krieges" schilderte. Seither hat man ihn den „Goya unserer Zeit" genannt. Seine neuesten beiden Ausstellungen sind dem Thema „Zirkus" gewidmet. Hier wird die Manege zum Symbol des heutigen Erwerbslebens, das den ursprünglich frei geborenen Menschen unter dem Knall von Peitschen zu naturwidrigen Dressurakten und unwahrscheinlichen Verrenkungen zwingt. Die Trapezkünstler Buffets hängen über Abgründen wie Gefolterte, sie strecken die Hände hilfesuchend nacheinander, sie gehen ohne Freude ihrem Beruf nach, nicht einmal zur Verzweiflung finden sie mehr Kraft. Rennen, sich überkugeln, jonglieren mit verbissenem Ernst, sinnlos im Kreis sich drehen — so sieht dieser erfolgreiche Schicksalsliebling unsere Existenz. Er verteidigt sich gegenüber denen, die ihm seine „Geldgier" vorwerfen: „Weshalb soll die Kunst über die Dienstbotentreppe kommen? Es gab eine Zeit, in der die Maler nicht als merkwürdige Tiere angesehen wurden, die schmutzig sein müssen und sich von trokkenem Brot zu ernähren haben. Sie waren Botschafter, denn sie trugen zum Prestige ihrer Nation bei. Damals nahm man sie ernst, denn man wußte, daß



„Der Jongleur" von Bernard Buffet.



Das junge Genie im Atelier

Königreiche dahinschwinden, während die Malerei bleibt. Man erlaube es mir, jener Epoche nachzutrauern."

DAS THEATEREREIGNIS DES MONATS ist wieder einmal ein Stück, das Jean-Louis Barrault in seinem Studiotheater inszeniert hat und spielt. Über zwei Stunden lang ist er fast allein auf der Szene, nur das Pfeifen der Lokomotiven, das Kreischen des Straßenlärms und — für kurze Augenblicke — ein unsäglich gemeiner Hoteldiener, leisten ihm Gesellschaft. Die einzige Dekoration des Stückes ist ein armes, geschmackloses Hotelzimmer in einer Provinzstadt. Hierher ist ein seither berühmt gewordener Schriftsteller gekommen, um sein einst in den gleichen vier Wänden angefangenes Jugendwerk zu vollenden. Aber indem er gegen immer erneute äußere Störungen kämpft, sich die Ohren zuhält, störende Kitschbilder von der Wand reißt, über den Boden kriecht, um einen wakkelnden Tisch geradezustellen, wird es ihm klar, daß die „Störung" in seinem Herzen ist, dem ausgebrannten Herzen, das nichts mehr fühlen kann. Das Bravourstück, das von dem Avantgardisten Jean Vauthier geschrieben wurde, hat Erfolg, weil „Tout Paris" die Virtuosenleistung Barraults miterleben will, der mit 40 Grad Fieber die Generalprobe durchstand oder, besser gesagt, durchkroch, durchwälzte, durchsprang. Denn der seltsame „écrivain", den er darstellt, sitzt selten — so wie es höchst unromantischerweise die meisten wirklichen Schriftsteller tun — auf seinem Arbeitssessel. Um Barraults Erfolg mit seinem Anderthalbpersonendrama noch zu übertreffen beziehungsweise zu unterbieten, zeigt das kleine Avantgardetheater La Huchette nun gar ein Stück ohne Personen. Über einem leeren Zimmer geht der Vorhang auf, und Stimmen, die über den Lautsprecher kommen, berichten in poetischer Sprache, wie sie mit diesem Zimmer und seinen Möbeln einst verbunden waren...

DIE INTERESSANTESTE OPER des Jahres wurde nicht in Paris, sondern in Nancy aufgeführt. Sie heißt „Der Wahnsinnige". Text und Musik stammen von Marcel Landowski. Das Thema ist von größter Aktualität: ein Atomwissenschaftler hat eine chemisch-

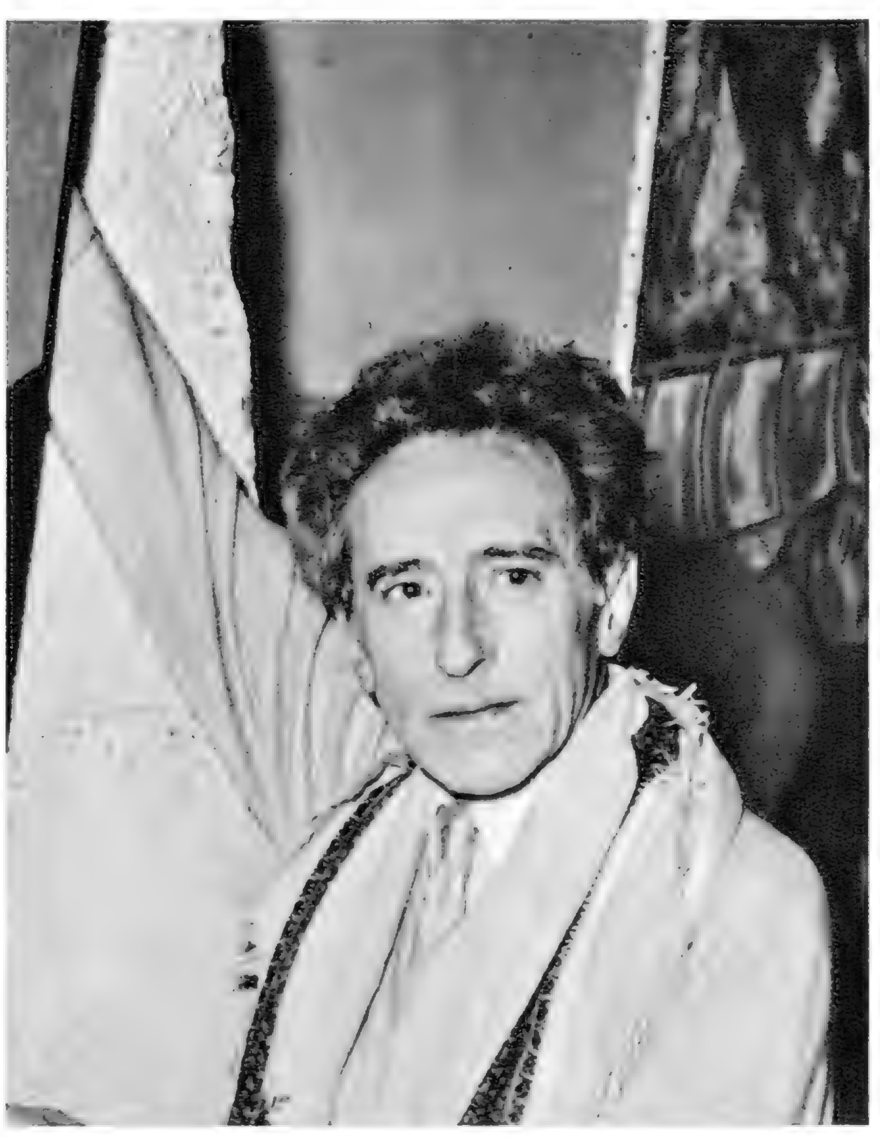


Buffet vor seinem Rolls Royce: „Den Wagen kann ich 20 Jahre fahren!"



Oskar Sala: Erbauer und virtuoser Spieler eines Elektronenmusikgerätes

physikalische Formel entdeckt, mit deren Hilfe er seine belagerte Vaterstadt retten könnte, wodurch er aber die Zukunft des Menschengeschlechtes gefährden würde. Im Gegensatz zu den wirklichen Atomforschern unserer Tage findet dieser Mann den Mut, sein Geheimnis für sich zu behalten und Märtyrer zu werden. Er verrät damit sein Vaterland, aber er rettet die Menschheit. Die Partitur Landowskis, die sehr stark von den Arbeiten der deutschen



Cocteau findet keine Ruhe. Augenblicklich brilliert er als Autor von Filmtexten

Elektronenmusiker inspiriert wurde, ist nicht „schön“, aber ebenso tief erregend wie das Thema, das er aufgriff. Nicht nur die Dirigenten und Musiker, sondern auch die Elektriker und Toningenieure, die man nach Nancy kommen ließ, waren an Landowskis Erfolg maßgeblich beteiligt.

DIE INTERESSANTESTEN FILME sind diesmal nicht in den großen Kinotheatern zu sehen, sondern in Privatvorstellungen und den Veranstaltungen der zahlreichen „Ciné-Clubs“. Zu einem Dokumentarfilm, den die französische Hohe Behörde der Atomenergie herstellen ließ, schrieb Jean Cocteau die Begleittexte. Es ist ihm in zum Teil wunderschönen Vergleichen gelungen, auf dieser neuen Erde wissenschaftlicher Erkenntnis und technischer Leistung die Poesie zu verwurzeln. In seiner Vision wird das Drama der Atomspaltung zu einem Kampf von Drachen und Erzengeln, die vergeblich versuchen, das Innerste der Materie, das hinter gewaltigen magnetischen Mauern lodernde Eternenfeuer des Atomkernes, vor dem Zugriff des Menschen zu beschützen. Neben Cocteaus Atomfilm ist besonders „Nacht und Nebel“, von Alain Resnais, zu erwähnen, ein soeben mit dem „Prix Vigo“ gekrönter Film über die allzu schnell vergessene Welt der Konzentrationslager.

DIE SCHÖNSTE AUSSTELLUNG DES MONATS findet man diesmal in den Räumen der Pariser Nationalbibliothek. Sie ist dem vor zehn Jahren verstorbenen großen Dichter und Zeitkritiker Paul Valéry gewidmet, der viele Jahre vor den heutigen „Avantgardisten“ bereits die großen geistigen und künstlerischen Themen unserer Zeit anschlug. Valéry, der im Gegensatz zu jenem wildgewordenen Poeten, den Jean Louis Barrault auf der Bühne darstellt, ein unendlich ruhiger feiner Herr war, hat in seinen 253 bisher erst zum Teil veröffentlichten Notizbüchern bereits die kommende Annäherung von Kunst und Wissenschaft prophezeit. Werke, wie die Oper von Landowski und der Filmkommentar Jean Cocteaus, gehen bereits zögernd in diese Richtung. Mit Hilfe der Künstler, Musiker und Dichter wird es vielleicht möglich sein, das Grauen, das uns heute vor den Perspektiven der Forschung und der Technik erfaßt, zu bändigen und einer unmenschlich werdenden Welt wieder die Signatur des Menschen aufzudrücken.



Ein geistiger Heros Frankreichs: Paul Valéry


Güt gelaünt
MIT
Bommerlunder
AQUAVIT


Regula-Citalux
die erste modisch elegante Kamera in Goldausführung von bekannter Schwarzwälder Präzision. Gekuppelter Messucher und Schneckengang. Steinheil Cassar-S. 1:2,8 und Prontor SVS-Verschluß. Preis DM 300.–
Diese einmalige Kamera müssen Sie gesehen haben. Darum verlangen Sie noch heute den ausführlichen Sonder-Prospekt CL3
KAMERAWERK KING KG.
BAD LIEBENZELL - SCHWARZWALD




Floralia
EDELSCHMUCK
UND UHREN
49–2758
15–259
Gehäuse Nr.
955–2304
AUS
RJW
„Goldanker"
WALZGOLD-DOUBLEE
46–858
Uber tausend schöne Modelle, ständiger Zugang von Neuheiten. Muster gesetzlich geschützt.
Erhältlich in den Fachgeschäften.

MANFRED GEORGE BERICHTET AUS NEW YORK:

Rassenprobleme, Gedenkfeiern und ein verhinderter King Lear

Vielleicht wird die große Frage, die das amerikanische Volk in diesen Wochen ohne Unterschied der Person beschäftigte, schon gelöst sein, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen. Nämlich die Frage, ob der Präsident Eisenhower noch einmal als Kandidat für das Weiße Haus in den im November stattfindenden Wahlen auftritt. Es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß eigentlich die ganze Welt mit äußerster Spannung auf diese Antwort gewartet hat. Der Schreiber dieser Zeilen kann aber im Augenblick, da er diese zu Papier bringt, vorläufig nur folgende Prognose stellen: Kandidiert der Präsident wieder, so wird er wohl sicher erneut ins Weiße Haus einziehen. Tut er es nicht, so haben die Republikaner niemanden, der nicht von den Demokraten unter der Führung Adlai Stevensons überrannt werden würde.

Die zweite Frage, die die Nation aufregte, ist die: wird Autherine Lucy an der Universität von Alabama zugelassen werden oder nicht? Die ebenso liebenswürdige wie energische junge Dame hat, gestützt auf die Verfassung der Vereinigten Staaten und die Entscheidung des Obersten Bundesgerichts vom Vorjahr, allen reaktionären Kräften des amerikanischen Südens den Kampf angesagt. Sie war ursprünglich zum Studium zugelassen worden. Dann aber hatten die Universitätsbehörden, nachdem es zu schweren Ausschreitungen eines weißen Mobs gekommen war, ihr den weiteren Zutritt verweigert, angeblich, um sie zu „schützen". Miß Lucy will aber nicht geschützt sein, sondern sie will ihr Recht. Nicht nur der überwiegende Teil der Nation steht hinter ihr, auch die Mehrzahl der Studenten von Alabama hat sich erfreulicherweise für sie erklärt.

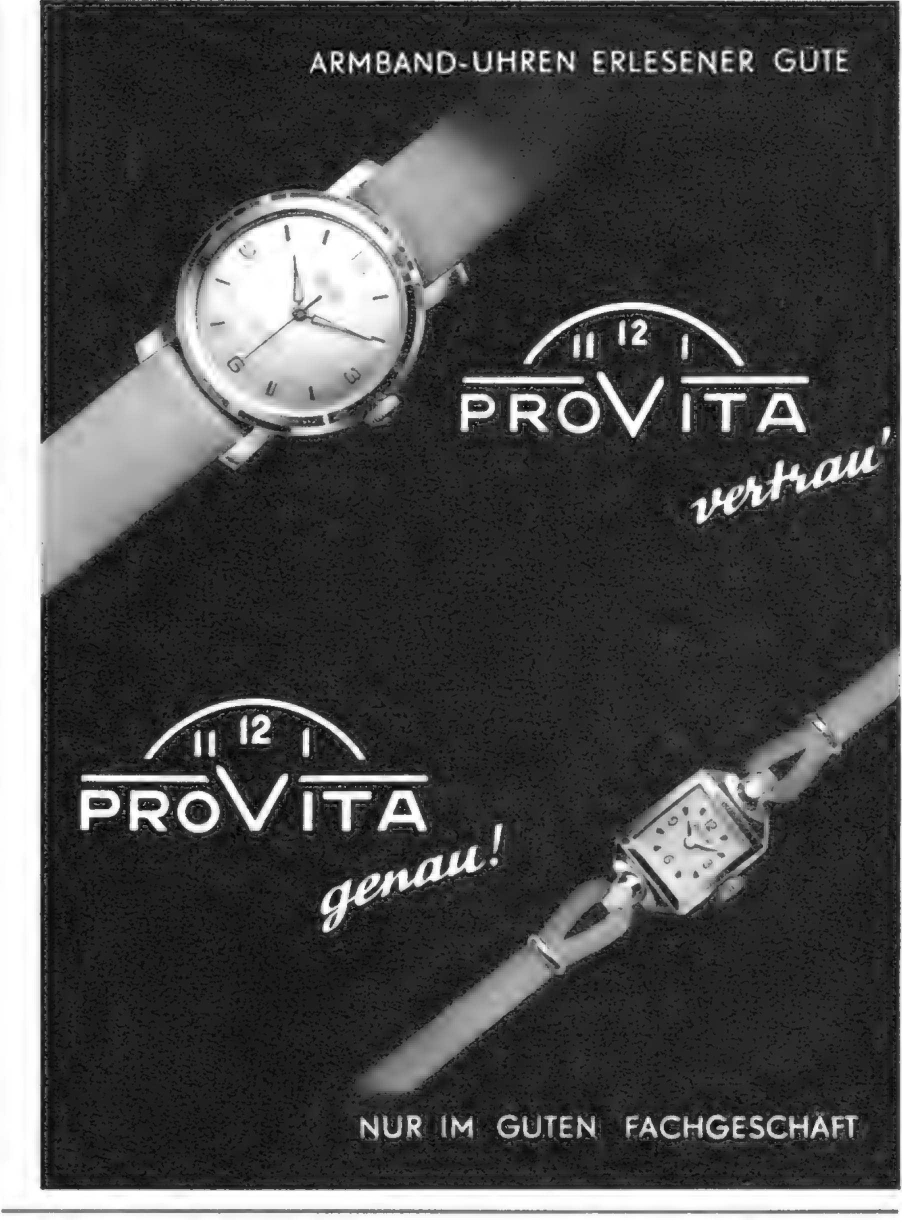
Man sieht die Negerfrage im Ausland meist sehr schief. Gewiß, sie ist immer noch ein schwacher Pfeiler in der sonst so starken Struktur der amerikanischen Demokratie. Aber der Fortschritt der farbigen Amerikaner in Fragen der politischen und sozialen Gleichberechtigung hat nicht nur in den letzten Jahrzehnten ein sehr rasches Tempo angenommen, sondern außer Zweifel steht auch der Ausgang dieses Kampfes. Sicherlich sind noch manche Schützengräben des Widerstandes auszuräumen, und die Tatsache, daß die USA schließlich ein Bundesstaat mit stärkster Selbständigkeit der einzelnen Staaten sind, ergibt eine sehr unterschiedliche Entwicklung des Fortschritts in den verschiedenen Landesteilen. Weder Weiße noch Schwarze wollen, daß etwa die Bundesbehörden Militär nach dem Süden schicken, denn schließlich möchte niemand die

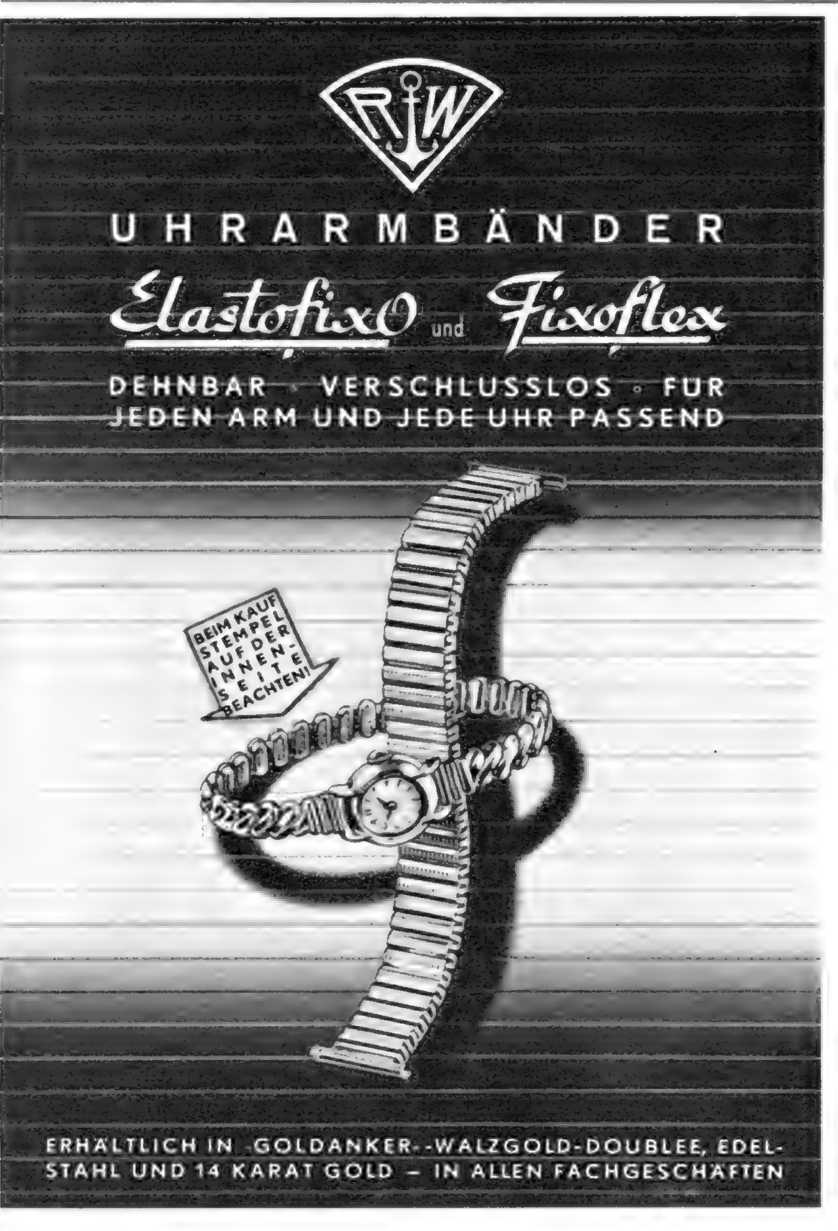
Fortsetzung Seite 41



Auf der Flucht vor faulen Eiern: Negerstudentin Autherine Lucy









Baby als Pianist?

Babies, die von den Schmerzen des Wundliegens verschont bleiben, reagieren auf Musik fröhlicher und temperamentvoller als andere: sie strampeln, hüpfen, wiegen sich im Takte der Musik — ja manchmal machen sie Bewegungen wie ein Klavierspieler. Wollen Sie Ihr Baby fröhlich und gesund sehen, so bewahren Sie es vor den Schmerzen des Wundliegens mit dem Penaten-3-Phasen-Schutz: 1. reinigen mit Penatenöl, 2. eincremen mit Penatencreme, 3. überpudern mit Penatenpuder.



Herman Wouk und seine Familie: Schon wieder ein Bestseller.

Schatten des grauenhaften Bürgerkrieges des vorigen Jahrhunderts heraufbeschwören. So muß alles einer organischen Entwicklung überlassen bleiben, die freilich für die Heißsporne auf beiden Seiten teils zu schnell, teils zu langsam vor sich geht. Aber letzten Endes geht es auch hier stetig weiter. So sind zum Beispiel nur noch in sechs von siebzehn Südstaaten Neger von den Staatsuniversitäten ausgeschlossen, und über 2,3 Millionen Neger besuchen heute höhere Schulen jeder Art. Zudem haben die zehn Millionen Neger der USA heute eine ganz andere politische Führung, als das früher jemals der Fall war. Typisch ein lokaler Einzelfall: in Montgomery, ebenfalls in Alabama, begannen vor kurzem die Neger einen Passagierstreik gegen die Omnibuslinien, durch den sie gegen die getrennte Sitzeinteilung in den Autobussen protestieren wollten. Nach einigen Wochen waren die Omnibuslinien pleite.

Wie tief die alten Gegensätze zwischen Süd und Nord zum Teil noch immer bestehen, zum Teil das brennende Interesse des gesamten Landes wachhalten, geht auch aus der Tatsache hervor, daß der „Civil War" ständig, vor allem seit dem populären „Gone with the Wind" (Roman und Film), Dutzende von neuen Geschichtsbüchern und Romanen gebiert. Seit Wochen steht zum Beispiel an der Spitze der „Bestseller" der riesige Wälzer „Andersonville" von MacKinlay Cantor. Es ist die erschütternde Geschichte eines Gefangenenlagers in Georgia während des Bürgerkriegs. Der Autor hat 25 Jahre den Studien über dieses ungeheure Konzentrationslager bei Macon gewidmet. In ihm hatten die Südstaaten in den Jahren 1863/64 rund 40 000 Gefangene zusammengepfercht, die unter den elendesten Umständen dahinvegetierten. Jeder „verdammte Yankee", der an Entbehrungen oder Krankheit umkam, war dem sadistischen Lagerkommandanten, einem General Winder, und seinem Adjutanten, dem Schweizer Henry Wirz, als Opfer gerade recht. Das Buch ist eines der erschütterndsten Dokumente der amerikanischen Geschichte und mit jenem Freimut und jener Vorurteilslosigkeit geschrieben, die eine der besten Seiten des amerikanischen Schrifttums ist.

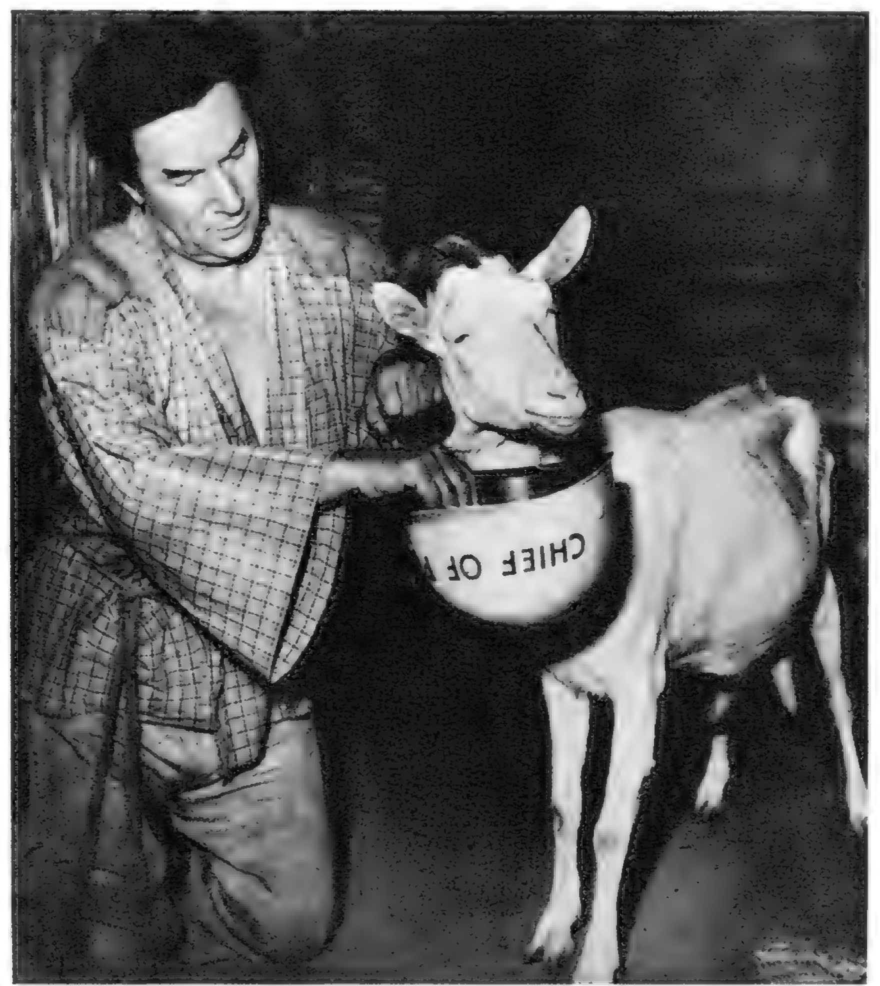
Der zweite „Bestseller", der sich ebenfalls seit Wochen an der Spitze der Listen behauptet, ist ebenfalls sehr freimütig, kommt aber aus einer ganz anderen Atmosphäre. Herman Wouk, der Autor des Welterfolges „Meuterei auf der Caine", hat ein satirisch-kritisches Buch über die jüdische Bourgeoisie in New York und ihre jungen Mädchen geschrieben, das von allen christlichen wie jüdischen Kreisen als eine Art sanfter Enthüllung der Liebesnöte amerikanischer Mittelstandsjugend verschlungen wird. Die literarische Kritik lehnte Wouks Werk als einen „sentimentalen Schinken" ab, während die führenden Familienmagazine es wegen seiner bürgerlichen Lösung und antiintellektuellen Haltung als einen positiven Beitrag zur Aufrechterhaltung amerikanischen Familiengeistes priesen. Seine Heldin Marjorie Morningstar, nach der sich auch der Roman betitelt, wird zweifellos in Kürze in Hollywood das Licht des Films erblicken.

Eines großen Mannes gedachte das ganze Land in diesen Tagen: es feierte den 250. Geburtstag Benjamin Franklins, jenes ungewöhnlichen Genies, Staatsmannes und großen Kaufmanns, der einst als Junge „mit drei Broten und ohne einen Pfennig“ vom Lande nach Philadelphia gekommen war und als Naturwissenschaftler, Mitschöpfer der amerikanischen Verfassung und diplomatischer Pionier für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten in die Geschichte eingegangen ist. Er war vieles und am liebsten ein Zeitungsverleger. Unsterblich ist die Grabschrift, die er, mit 22 Jahren und berauscht von Druckerschwärze, für sich entworfen hatte. Sie lautet: „Hier liegt der Leichnam des Druckers Benjamin Franklin, gleich dem Deckel eines alten Buches, dessen Inhalt herausgerissen und dessen Goldbuchstaben vergilbt sind, als Speise für die Würmer. Doch das Werk wird nicht verlorengehen. Denn es wird, so glaubte er, noch einmal in einer neuen und eleganteren Ausgabe erscheinen, revidiert und verbessert von seinem Schöpfer.“


Benjamin Franklin: 250. Geburtstag eines Nationalhelden

New York feierte auch Heinrich Heine, obwohl Heine an sich niemals viel für Amerika (und ebensowenig für England) übrig gehabt hat. Es war der Brooklyner Gesangsverein „Arion“ gewesen, mit dessen Geld die Stadt New York vor etwas über 50 Jahren jenes berühmte Denkmal von Professor Herter gekauft hatte, das die Stadt Düsseldorf der damaligen Kaiserin Elisabeth von Österreich nicht hatte abnehmen wollen. Im Gegensatz zu vielen Kreisen Deutschlands hatte der deutsche Jude Heine immer im Herzen der Deutschamerikaner einen Platz gehabt. Und so häuften sich auch in diesem Februar die Kränze an dem Lorelei-Brunnen im Joyce Kilmer Park des Stadtteils Bronx.

Die Nation nahm Abschied von drei Persönlichkeiten, die alle eng mit Deutschland und der deutschen Sprache verbunden gewe-



Der verstorbene Oskar Karlweis in dem Schauspiel „Das kleine Teehaus“

sen waren. Abschied von Henry L. Mencken, dem bedeutendsten Journalisten des Jahrhundertbeginns, einer Art amerikanischen Karl Kraus, in seinem unerbittlichen Kampf gegen Dummheit, Plattheit und Spießertum. Die amerikanische Literatur zwischen 1910 und 1930 (die Dreyser, Lewis, Anderson etc.) verdankte vielfach ihre Geltung Menckens Kampf, die amerikanische Sprache seinem Werk „The American Language“ eine Quelle der Reinigung und schöpferischer Erneuerung. Dieser Abkömmling deutschamerikanischer Einwanderer, dessen Götter Nietzsche und Shaw waren, war bekanntlich auch jener Journalist, dessen Berichte den sogenannten „Affenprozeß von Dayton“ weltberühmt machten.

Abschied wurde auch genommen von Ludwig Lewisohn, der, in Berlin geboren, als Kind nach USA gekommen war und der stärkste Propagandist für deutsche moderne Literatur und ihr berühmtester Übersetzer gewesen ist. Unter anderem hat er den ganzen Gerhart Hauptmann, aber auch Rilke, Stefan Zweig etc. übertragen. Und Abschiedsworte galten Oskar Karlweis, dem großen Schauspieler, der in New York ebenso beliebt war wie in Europa und der an dem Tage starb, da die Presse zur Vorschau des letzten Films, in dem er mitgewirkt hatte (Meet me in Las Vegas), eingeladen war. Der Bahre von Karlweis folgten die Theaterleute beider Welten in New York, die alten Freunde aus Europa und die neuen aus Amerika. Das letzte Mal, da wir ihn sahen, stand dieser internationale deutsche Darsteller auf der Bühne der Carnegie Hall und sang voll Wehmut und Schmiß vor 2000 deutschen Immigranten Wiener Heurigenlieder.

Im Theater blieb es weiter so lebendig wie bisher in dieser Saison. Seit langer Zeit wurde zum erstenmale wieder ein Stück von Bert Brecht gegeben, das „Privatleben der Herrenrasse“, jene kleine Folge dramatischer Kabinettstücke, in der der ganze Naziswindel bereits frühzeitig böse und bitter entlarvt wurde. Die New Yorker Aufführung der Pionierbühne „Open Stage“ war musterhaft (gleichzeitig hatte Brechts „Mutter Courage“ großen Erfolg in San Franzisko).

Amerikanisches Zeitgeschehen kam mit Theodore Apsteins „The Innkeepers“ im Golden Theatre auf die Szene: McCarthy-Opfer als freiwillige Refugees in Mexiko. Gut gemeint, aber dramatisch unzulänglich. Ein Satz bleibt haften: „Was soll aus der Welt werden, wenn Amerikaner freiwillig ins Exil gehen?“

Viel erregender, aufwühlender ein anderes Zeitstück: „Time Limit“, ein „Thriller zum Nachdenken“ von Henry Denker und Ralph Berkey im Booth Theatre. Das Drama schöpft sein Thema aus jenen problematischen Prozessen, die hier vielfach in letzter Zeit stattfanden und in denen Offiziere und Soldaten nachträglich unter der Anschuldigung vor Kriegsgerichten standen, daß sie als Gefangene unter dem Druck von Foltern und geistigen Pressionen „Verrat“ geübt hätten. Aufwühlend legen die Autoren die psychologische Situation ihres Helden dar, der in Wirklichkeit seinen Quälern gegenüber nachgegeben hat, um seine gefangenen Kameraden zu retten. War es jedoch erlaubt, ein Dutzend Mitgefangener zu retten, um preiszugeben, was möglicherweise anderen Tausenden Soldaten den Tod gebracht hätte? Wo liegt die Wahrheit, wo gibt es da Richtlinien? Wo endet menschliche Standhaftigkeit? Glänzend gebaut, mit Arthur Kennedy als Untersuchungsrichter ebenso

Fortsetzung Seite 45



— und in „Helena oder die Lust zu leben“


SAAT der ZEIT
JEAN PIERHAL
ALBERT SCHWEITZER
Das Leben eines guten Menschen
16.80
Zu dieser Biographie über Albert Schweitzer schrieben Robert Jungk eine Einführung und der Dichter Niko Kazantzakis ein Nachwort. „Ich bin überzeugt, daß die neue Biographie von Jean Pierhal viele Bewunderer finden wird." Kardinal Tisserant, Rom
WALTER PAUSE
Das Leben triumphiert
EIN BIOGRAPHISCHER ROMAN ÜBER HELEN KELLER
12.80
Walter Pause erzählt das erschütternde Schicksal der taubblinden Helen Keller, ihren Sturz in Finsternis und Stille, das Wunder ihres geistigen Erwachens und ihren faszinierenden Aufstieg zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten unserer Zeit mit unerhörter Einfühlungskraft. Dr. Gerhard Pallmann
WALTER RILLA
Saat der Zeit
ROMAN
Thomas Mann: »Ich habe Ihren Roman mit wahrer Bewunderung gelesen«
»Ein Frauenschicksal, meisterhaft erzählt«
19.80
Thomas Mann attestierte Rilla: „Ich habe diesen Roman mit wahrer Bewunderung gelesen." Man weiß, daß Thomas Mann oft recht großzügig war im Verteilen anerkennender Worte, doch in diesem Fall hat er den Lorbeer keinem Unwürdigen gereicht. Rillas Roman ist ein faszinierendes Buch, das an Marcel Proust erinnert. National-Zeitung, Basel
Franz Molnar
Gefährtin im Exil
Aufzeichnungen für eine Autobiographie
12.80
Der erfolgreiche Bühnenautor Franz Molnar, der über zwei Jahrzehnte mit seinen Stücken das Theater beherrschte, schrieb ein Erinnerungsbuch, das zu den ergreifendsten unserer Zeit gerechnet werden darf. Die Volksbühne, Hamburg
KINDLER VERLAG MÜNCHEN

glänzend gespielt, griff „Time Limit" scharf an Herzen wie Hirne.

Auf klassischem Gebiet lernten die New Yorker zum erstenmal Christopher Marlowe kennen. Es war ein wildes Erlebnis. Das Shakespeare-Theater aus Kanada war an den Broadway gekommen und hatte hier das Jugendstück des großen Shakespeare-Vorläufers, „Tamerlan der Große" gezeigt, das seit seiner Erstaufführung im Jahre 1587 nur noch einmal in London (1951) gespielt worden war. Tyrone Guthrie, der weltreisende britische Regisseur, der heute bald in Montreal, bald in London, bald in Tel Aviv von Sophokles bis Nestroy alles inszeniert, was ihm unter die geschickten Hände kommt, hatte auch die Regie dieses Marlowe geführt und eine Schau daraus gemacht, die sich mit dem Prunk ihrer ägyptischen, türkischen, nubischen und persischen Hintergründe und Kostüme mit allen Riesenfilmen Hollywoods vergleichen konnte. Bald an Delacroix-, bald an Makart-Gemälde erinnernd, entrollte sich ein Panorama grausiger Szenen asiatischer Wildheit: mit gefangenen Königen, die, als Pferde verkleidet, Triumphwagen zogen, mit Prinzen, die an Seilen hoch in den Himmel der Bühne gezogen, zur Zielscheibe für Bogenschützen wurden, mit Horden von Soldaten und Haremsdamen. Die Szene klang von Mord- und Schlachtgetön und war in einen wilden Fahnen- und Farbenrausch getaucht. Aber es blieb ein abseitiges Erlebnis und vor allem ein theaterhistorisches Ereignis, das den leichten Modergeruch jahrhundertelangen Begrabenseins nicht recht los wurde. Immerhin: man spürte, wer Marlowe war und — daß er, allen neuen Versionen zum Trotz, niemals hätte Shakespeare sein können.

Den echten Shakespeare brachte Orson Welles mit einem grandiosen „King Lear" auf die Szene. Dieses „Wunderkind" des amerikanischen Theaters, das heute in Europa fast besser bekannt ist als in USA, hatte freilich gleich nach der Premiere besonderes Pech. Welles stürzte, verrenkte sich beide Beine, versuchte noch einige Abende Lear im Rollstuhl zu spielen und riß dann, da das schließlich doch nicht ging, das City Center in eine unfreundliche Finanzkrise hinein.

Weitere europäische Klassiker: Tschechows „Uncle Vanja" kam im „Theater in der 4. Straße", das sich auf Tschechow und Shaw spezialisiert, zu einer herrlichen Aufführung. Das Theater hat die sinnloseste Form aller New Yorker Avantgarde-Bühnen. Es ist ein Schlauch, in dem die Zuschauer zu beiden Seiten der Bühne sitzen. Bühnenarbeiter, Darsteller, Auftretende haben alle den gleichen Zugang und stolpern fast übereinander. Hier hatte der Regisseur David Ross die „Drei Schwestern" und „Der Kirschgarten" gegeben. Der Ruf dieser Aufführungen war so groß, daß er für seinen „Uncle Vanja" solche Filmstars wie Franchot Tone und Signe Hasso in diese abgelegene, baulich jämmerliche Parodie eines Theaters locken konnte. Überhaupt suchen Hollywoods Lieblinge immer wieder verzweifelt danach, Broadwayluft atmen zu können, und mitunter ist der Grund dieser Sehnsucht nicht recht verständlich. In manchen Fällen mag es der ehrliche Wunsch sein, für einige Zeit aus der künstlichen Geschäfts- und Gesellschaftsmaschinerie der Filmmetropole auszubrechen und wieder auf einem festeren Boden zu stehen, zumal es sich da nicht schlechter leben läßt. So ist nach 25 Jahren der in der ganzen Welt als „Gangster" abgestempelte Edward G. Robinson in dem Bühnenstück „In der Mitte der Nacht" von Paddy Chayefsky ins Anta Theatre zurückgekehrt. Chayefsky, Amerikas bester Autor von Dramen für die Television (u. a. Schöpfer des später zum Preisfilm gewordenen Spieles „Marty"), gibt hier die im „Lande der Jugend" bereits an sich heikle Geschichte der Liebe eines Mädchens zu einem doppelt so alten Konfektionär und führt damit ein in der Durchschnittsgesellschaft von vornherein als absurd abgelehntes Thema — das des zu großen Altersunterschieds in der Ehe — in seiner typisch einfachen und überzeugenden Dialogform durch. Zumindest hat er damit Robinson aus dem Zwangskorsett seiner Hollywood-Rollen befreit — eine Befreiung, nach der sich vielleicht noch manche andere „abgestempelte" Größe der Traumfabrik sehnt, ohne freilich diesen Wunsch laut zu äußern. Denn die Götter Hollywoods sind streng — sie lieben keine verlorenen Söhne.



„King Lear" im Invalidenrollstuhl: Orson Welles wollte nicht nachgeben

Besuch einer alten Dame

Friedrich Dürrenmatts neues Schauspiel — ein großer Bühnenerfolg

Mit sicherer Hand und ungewöhnlicher theatralischer Kraft verhalf Oskar Wälterlin am Zürcher Schauspielhaus dem neuen Dürrenmatt zu einer glänzenden Uraufführung. Tragische Komödie nennt der Autor sein abgründiges Stück, über das schon bei der Premiere eine heftige Diskussion entstand. Denn so einfach das Thema, so zwingend ist die Schuldfrage: Nach 45 Jahren kehrt die als Bordellwirtin zur Millionärin gewordene Madame Zachanassian in ihre völlig verarmte Heimatstadt Güllen (die lausigste Kleinstadt an der Strecke Venedig—Stockholm) zurück. Sie verlangt von der Gemeinde für das Geld, das sie ihr stiften will, Gerechtigkeit dafür, daß Alfred Ill, heute der angesehenste Bürger, sie einst mit einem Kinde sitzenließ und auf die schiefe Bahn brachte: eine Milliarde steht gegen Ill, den ihr die Güllener sargfertig zu liefern haben (Herzschlag, konstatiert später der Stadtarzt). Die unerbittliche, grausame, vernichtende Moral der beiden von Therese Giehse und Gustav Knuth hervorragend wiedergegebenen Hauptfiguren wirft die Frage auf: Sind sie von Natur aus böse oder nur Werkzeug des Bösen, kann eine vernichtete Liebe durch Macht oder Reichtum ersetzt werden? Dürrenmatts voll schöpferischer Unruhe und Leidenschaft geschriebener Text ist in seiner dramaturgischen Linienführung gestraffter als seine früheren Schauspiele „Die Ehe des Herrn Mississippi" oder „Ein Engel kommt nach Babylon". Auch „Der Besuch einer alten Dame" wird einen langen Weg über die deutschen Bühnen machen.

Therese Giehse (oben) ist die ideale Vertreterin der weiblichen Hauptfigur. Sie spielt voll sparsamster Gestik und mit beherrschtem Ton, genau so herrisch, so damen-götzenhaft und wild, so männlich gescheit und so weiblich verrückt, wie es diese große Rolle erfordert. Gustav Knuth (rechts), ihr Gegenspieler, meistert seinen „Alfred Ill" mit allen Schattierungen vom kleinbürgerlichen Filou zum gehetzten, vom Verfolgungswahn gepackten armen Menschen, der schließlich resigniert und für seine verjährt geglaubte Schuld büßt.

Friedrich Dürrenmatt

der Pfarrerssohn aus dem bernischen Konolfingen, ging bald nach dem Kriege von der Erzählung zum Drama über. Gewissermaßen als Studienabschluß hatte er 1947 sein erstes Stück „Es steht geschrieben", das im Wiedertäufermilieu spielt, verfaßt. Bald folgten mit steigendem Erfolg andere Dramen und Hörspiele, immer voll neuer Originalität, neuer Phantasie, neuem Witz. Alles bei Dürrenmatt ist von echtem Zeitgefühl getragen, seine Vorbilder sind Wedekind, Sternheim oder Kaiser. Dürrenmatt geht es um die Gerechtigkeit, und er scheut sich nicht, als Randnotiz auf sein Manuskript zu setzen: Autor schrieb als Mitschuldiger.



DAS „REICH DER FLORA", EINE ALLEGORISCHE DARSTELLUNG DER BLÜHENDEN WELT VON DEM FRANZÖSISCHEN MALER NICOLAS POUSSIN (1593—1665)



„DER FRÜHLING", EIN SYMBOLISCHES GEMÄLDE DES SCHWEIZER MALERS FERDINAND HODLER (1853—1918)

Sehnsucht allen Lebens

Künstler malen die Welt des Frühlings

Reproduktionen: F. Bruckmann-K.G., München



WÄHREND MERKUR (LINKS) DAS GEWÖLK VERSCHEUCHT, VERSUCHT ZEPHIR (RECHTS) DIE VOR IHM HINEILENDE FLORA AUFZUHALTEN. SCHON STREUT DIE



Sehnsucht allen Lebens

(Fortsetzung)

„LA PRIMAVERA“ von Sandro Botticelli

eine der bedeutendsten allegorischen Darstellungen der Renaissancemalerei, entstand um 1478 im Auftrage des Florentiner Fürsten Lorenzo Francesco de Medici. Fröhlich und hoffnungsvoll schreitet die Primavera über die aufblühenden Gefilde, um Venus den Weg zu bereiten. Aus römischen Gedichten schwebte dem Künstler das Frühlingsfest der Flora mit den mimischen Spielen der Hetären vor, wie auch noch 150 Jahre später Nicolas Poussin die Metamorphosen des Ovid zum Vorwurf für sein „Reich der Flora“ nahm. Ganz anders dagegen empfindet ein moderner Maler die keimende Welt des Frühlings: der Schweizer Ferdinand Hodler fängt in den verhaltenen Bewegungen eines Liebespaares das körperliche Sehnen des aufs neue erwachenden Lebens ein. So verschieden aber Zeit und Welt der Künstler, so ähnlich sind die Grundzüge ihrer Frühlingssymphonien: Glück und Harmonie finden sich im Rhythmus der Linien von Körpern und Schleiern, in der wellenhaft strömenden Bewegung, die mit einem Seufzen der Sehnsucht zu neuem Leben führt.

PRIMAVERA BLUMEN AUF DEN WEG DER VENUS (MITTE), ÜBER DER AMOR SEINE PFEILE AUF DIE GRAZIEN RICHTET

Franz Schafheitlin verkörperte die Rolle des Sultans Saladin, Martin Benrath (rechts) gab den jungen Tempelherrn, der sich in unbewußter Bruderliebe Recha zuneigt.

Nathan der Weise: Das Spiel der Versöhnung

Die Rolle seines Lebens

Ernst Deutsch errang in Hamburg einen seiner größten Bühnenerfolge

Die Aufführung von Lessings „Nathan der Weise" im Hamburger Theater am Besenbinderhof stand unter einem besonderen Zeichen: Sie wurde zu einer ergreifenden Wiederbegegnung mit Ernst Deutsch. Sein Nathan in Stroux' schöner klarer Gastinszenierung ist vielleicht verjüngter, als es die herkömmliche Auffassung dieser Rolle erlaubt. Überraschend, mit welch knappem, gestenarmem Ausdruck, welch wundervollem Formwillen er ihn spielt. Nichts mehr von jenem Schauspieler, der sich einmal in ferner Sturm- und Drangzeit unter Jessner und Barnowski der aufbegehrenden Dramatik eines Hasenclever oder Toller hingab: ein asketisch-hagerer, vor Fieber vibrierender Jüngling, bohrend in seiner Intelligenz. Heute steht ein Geläuterter, Gereifter auf der Szene, ein Tragöde, der 18 Jahre lang die Leidensstationen der Fremde durchstanden hat, der Freunde an Sehnsucht, Entwürdigung, Ermattung hat sterben sehen, ohne selbst zu zerbrechen. Bewegend, atemberaubend sind die reichen, einem warmen Herzen entspringenden Zwischentöne, geprägt vom Leid, vom Wissen, nun aber von echter religiöser Güte getragen. Wie aus dem Vorhof Gottes schauen uns zwei ergreifende Augen an. Kein Wunder, daß mit diesem Schicksalsbesitz, der das eigentliche Geheimnis der großen Gestaltungskraft Deutschs ausmacht, der Judenmord von Gath noch über Lessings herrliche Ringerzählung hinausgeht. Unterstützt von einem bis in die kleinste Rolle vorzüglich zusammengestellten Ensemble, wurde die Aufführung ein großer Erfolg für Collins Theater.



Der kleinen Rolle der Christin Daja, die im Hause des Juden als Gesellschafterin von Recha lebt, vermochte Käthe Haack eine klassische, eindringliche Form zu geben.

Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem, steht dem Derwisch gegenüber. Lessings „Ringerzählung" bereitet sich vor. Vom Sultan befragt, welche Religion die wahre sei, Christentum, Judentum oder Islam, antwortet Nathan mit der Parabel von den drei Ringen, die sich so gleichen, daß sie in ihrem Wert nicht zu unterscheiden sind.



Ina Halley spielte die Rolle der Recha, die Nathan nach der Ermordung seiner Söhne durch die Christen an Kindes Statt aufnahm, ohne zu ahnen, daß sie selbst Christin ist.

Photos: Hinz, du Vinage, Contipress





Durchblick in den Flur zur Eingangstür und rechts zum großen Wohnraum, der ohne Tür vom Korridor erreicht wird. Ein seitlich geraffter Vorhang im Hintergrund teilt den Flur und schafft ein winziges Entree. Vor dem Vorhang steht das „Bübele", eine Gartenfigur.



Durchblick vom großen Wohnraum auf das Gastzimmer. Hier sieht man deutlich, wie der Platz um die Säule die Verbindung zwischen Flur, Nebenzimmern und Hauptwohnraum herstellt. Der Vorhang wirkt ebenso dekorativ wie anheimelnd.

Die Säule mitten in der Wohnung

Eine moderne Frau schafft sich nach originellen Ideen ein fröhliches Heim



Moderne Wohnform vereint sich in dieser Ecke des Wohnzimmers in schöner Harmonie mit alten Kostbarkeiten. Links eine eingelegte französische Kommode aus Rosenholz. Rechts eine Palisander-Kommode in portugiesischem Barock. Darüber Wandleuchten.



Tüllgardinen mit Volants unterstreichen die gemütliche Atmosphäre dieses Fensterplatzes im Gastzimmer. Vor dem Biedermeier-Ohrenbackenstuhl ein Tischchen aus gleicher Zeit. Auf der Fensterbank eine Katze aus alter Fayence.



Am Ende des Flurs, am „Säulenplatz", eine Etagere mit alten türkischen Windlichtern. Alte Blumenstiche, in schwarzem Glas gerahmt, sind wohnlicher Schmuck.

Diese Wohnung im dritten Stock eines großen Hauses mit vielen Parteien gehört einer berufstätigen Frau. Um bei der verhältnismäßig kleinen Wohnfläche von 100 qm den Charakter eines geräumigen Hauses zu erzielen, ließ sie die vorhandenen Wände beseitigen und auf originelle Weise durch eine zentral gestellte Säule ersetzen. Guter Geschmack und glückliche Einfälle statteten die reizende, helle Wohnung sehr hübsch aus.



Das kleine Entree gleich hinter der Eingangstür wird optisch durch die Spiegeltüren des Garderobeschrankes erweitert. Vorn eine moderne Keramik-Madonna.

Die Säule, der weiße Plattenbelag in allen Räumen und die pastellfarbenen Stoffe der Vorhänge sind die Elemente, die der kleinen Wohnung ihre heitere Eigenart und persönliche Ausstrahlung geben. Die Möbel gehören allen Stilrichtungen an, sie wurden aus allen Teilen Europas von der Dame des Hauses zusammengetragen.



Eine große Fensterwand und eingebaute Bücherregale fassen die Sitzecke im großen Wohnraum ein. Die untersten Regalfächer sind durch Buchrücken kaschiert, sie enthalten Gläser und Porzellan. Der Lampenfuß links stammt aus dem Bazar von Istanbul. Der bequeme Fauteuil rechts ist zeitlos auf die alten Möbel abgestimmt.

Photos: Tom von Wichert

In einer Drehpause unterhalten sich die Hauptdarsteller des neuen Litvak-Films, Kenneth More (links) und Vivien Leigh, mit dem Bühnenautor Emlyn Williams.

Farbige lockende Tiefe

Eine neue Problemrolle für die Charakterdarstellerin Vivien Leigh



Verzweifelt eilt Hester durch regennasse nächtliche Straßen und drängt sich durch die billigen Amüsierlokale der Londoner Vorstadt Soho, um ihren Geliebten zu suchen.



Vivien Leigh als Hester in dem Film „Lockende Tiefe".

Die Verzweiflung einer Frau, die erkennen muß, daß ihre Leidenschaft ohne Widerhall bleibt, ist ein abgründiges und erprobtes Filmmotiv. Um dieses Motiv aber aus der düsteren Enge eines Problemfilms herauszuführen, bedurfte es einer glücklichen Regie und einer genialen Darstellerin, wie sie der Film „Lockende Tiefe" in Anatol Litvak und Vivien Leigh fand. Terence Rattigans Bühnenstück „The Deep Blue Sea", nach dem dieser Film gedreht wurde, spielt in dem primitiven Milieu eines Pensionszimmers. Litvak weitete diese knappe Szenerie zu einem farbigen CinemaScope-Wunder aus, das weder mit Skitouren in der Schweiz noch mit rauschenden Bällen geizt.

Schicksalhaft ist die Begegnung der schönen, kultivierten, bisher scheinbar so glücklichen Frau des hohen Richters Sir William Collyer mit dem ehemaligen Fliegeroffizier Freddie Page. Widerstandslos gibt sie seinem stürmischen Werben nach. Aber Freddies Leidenschaft versiegt rasch.





Als Hester erkennt, daß Freddie ihre Liebe weder zu begreifen noch zu erwidern vermag, dreht sie den Gashahn auf... Aber sie wird gerettet. Nicht durch die Flucht aus dem Leben, sondern nur durch den freiwilligen Verzicht auf Freddie kann sie sich aus ihrer Verstrickung befreien.



DER 78JÄHRIGE KÜNSTLER BEI DER ARBEIT



ERSTE VORSTUDIE FÜR EINE BRONZEPLASTIK

RICHARD SCHEIBE AM MODELL DER „FORTUNA“ FÜR DIE KUPPEL DES CHARLOTTENBURGER SCHLOSSES

EIN FLACHRELIEF, DAS VON PROFESSOR RICHARD SCHEIBE ALS FRIESMODELL FÜR DIE PAULSKIRCHE IN FRANKFURT AM MAIN ENTWORFEN WURDE

 Photos: Eschen

Die denkende Hand

Richard Scheibe vereint Ideal und Wirklichkeit in der plastischen Darstellung des Menschen

Hohes Lebensgefühl und Konzentration auf das Wesentliche ist das Hervorstechende am Werk Richard Scheibes. Georg Kolbe, der Freund, hatte schon 1900 bei einem Romaufenthalt den damals 20jährigen bestärkt, von der Malerei zur Bildhauerei überzugehen. Erregendes künstlerisches Erlebnis war für Scheibe der menschliche Leib. Seine Figuren verbinden körperliche und geistige Schönheit, ja das Irdische mit dem Überirdischen, seinen Mädchengestalten — wie die in Arbeit befindliche Fortuna für das Charlottenburger Schloß — wohnt edler verhaltener Ernst ebenso inne wie sinnliche Freude an natürlicher Schönheit; trotz maßvoller Bändigung entströmt ihnen zärtlich kostende Poesie. Und die herrlichen Jünglingsfiguren — etwa der bronzeschimmernde Held für die Gefallenen vom 20. Juli in der Bendlerstraße — sind wohl Verpflichtung zur Realität, doch gänzlich unpathetisch, vom Geiste Hölderlins, der Ruhe der Antike beseelt. Scheibes Werk atmet die geistige, aber ganz unbetonte Überlegenheit seiner männlichen Persönlichkeit aus, es gibt den streng, doch elegant geformten Ausdruck des Lebendigen unserer Zeit wieder.



KLARE, GROSSE FORMEN KENNZEICHNEN DIE ARBEITEN RICHARD SCHEIBES

Der Einsatz verlangt eine herrische Geste. Knappertsbusch, der an Gesten sparsamste aller großen Dirigenten unserer Zeit, scheint für eine Sekunde seine künstlerische Machtfülle zu verleugnen: die souveräne Ruhe.



Die vitale Kraft des großen Wagner-Dirigenten Knappertsbusch bändigt ein starker Wille. Die daraus entstehende Spannung ist das Geheimnis seiner Wirkung.



Die langsamen Tempi, von den Sängern gefürchtet, sind für Knappertsbusch der musikalische Odem Richard Wagners. Er kann es wagen, sie zu fordern.

Der Griff ins Orchester

Hans Knappertsbusch – der letzte Grandseigneur der romantischen Musikwelt

Der hochgewachsene Elberfelder, der den derben Kopf eines alten bayerischen Bauern trägt, wurde nicht ohne Grund zum „Generalmusikdirektor auf Lebenszeit" der Bayerischen Staatsoper ernannt. Hans Knappertsbusch, der letzte große Wagner-Dirigent, war nie ein Star. Er hat niemals Allüren gekannt, nie Posen, er kannte immer nur das Werk. Seine Verachtung allen Beifalls ist berühmt — noch niemals ließ er sich vor den Vorhang zerren, und von jeher pflegte er den zur lästigen Mode werdenden Begrüßungsapplaus mit kalter Verachtung abzuwehren. Er springt elastisch auf das Pult, greift nach dem Taktstock, zwingt das Orchester mit einem einzigen Blick in seinen Bann und beginnt ... Der strenge Dienst am Werk Richard Wagners war und ist ihm Lebensaufgabe. Die „Entrümpelungs"-Versuche des Wagner-Enkels Wieland haben ihn einmal vom Bayreuther Pult vertrieben. Man hat ihm seine Kompromißlosigkeit wenig gedankt. Heute lebt der Siebenundsechzigjährige dort, wo er am längsten und liebsten wirkte: an der Isar. Und die Verehrung des in aller Welt gefeierten Meisters des Taktstocks erreicht ergreifende Grade.



Blühender Klang, Delikatesse und Diskretion sind drei Mittel von tausend, die der souveräne Klangregisseur Knappertsbusch aus dem Orchester zaubert.

Photos: Betz

Von außen läßt diese Villa in München kaum ahnen, wie kostbar sie innen eingerichtet ist. Hier waren repräsentative Räume zu schaffen, die den großen gesellschaftlichen Verpflichtungen des Hausherrn, eines Industriellen und Diplomaten, entsprechen. Dennoch entstand im gemeinsamen Planen des Eigners mit dem Architekten Wilhelm von Gumberz-Rhonthal keine kalte Pracht, sondern gediegene Wohnatmosphäre. Die Ausstattung mit wunderschönen Möbeln, mit wertvollen Gemälden und Gobelins und reizvollem Hausrat zeugen von dem Kunstsinn der Dame des Hauses.



Vom Garten bietet sich dieser Blick in das Speisezimmer. Die intime, vornehme Atmosphäre des Raumes wird durch eine dunkel gehaltene Wandbespannung unterstrichen. Der alte böhmische Kristall-Lüster gibt einen heiteren Akzent. Speisetisch, Stühle und Anrichte im Sheraton-Stil sind aus Mahagoni. Das Geschirr auf der Anrichte ist altenglische Fayence.

Schön und kostbar

Das repräsentative Heim eines Industriellen mit diplomatischen Verpflichtungen

Blick in die Diele. Vorn über der französischen Kommode ein wertvoller holländischer Spiegel. Im Hintergrund hängt ein Bild der heiligen Cecilie von Carlo Dolci (17. Jahrhundert).

Diese Wand des großen Wohnzimmers ist durch eine Tür zur Diele unterbrochen, durch die der Treppenaufgang zu den Räumen im Obergeschoß sichtbar wird. Über dem Wandtisch hängt ein Bild des Holländers Jost de Mompert (16. Jh.). Eine reichgezierte Tür aus geschmiedetem Eisen gibt den Blick in das Zimmer des Hausherrn frei.



Die Sieben Törichten Jungfrauen, eine alte Plastik süddeutscher Herkunft, bilden eine der reizvollsten Zierden des großen Wohnraumes. — Wie hier begegnet man immer wieder in diesem schönen Haus effektvoll angebrachten Wandleuchten, deren warmes Licht nach Sonnenuntergang in die großen Räume viele neue, überraschende Wirkungen zaubert.



Der Schreibtisch im Herrenzimmer ist französisch. Eine Vase der Berliner Porzellanmanufaktur dient als Lampe. Im Fenster hängt eine dem Hausherrn besonders liebe Erinnerung an seine Heimatstadt Wien: ein Scheibenrest aus einem der zerstörten Fenster des Wiener Stephansdoms.

 Photos: Tom von Wichert

Die Kaminwand im großen Wohnzimmer. Über dem Kamin hängt ein alter Spiegel von einem Herrensitz. Links ein Gemälde der Dame des Hauses. Die Kommode rechts ist französischer Barock, darüber ein Bild des Holländers Jan Weenix (17. Jh.). Unter den Lehnstühlen einige sehr wertvolle, signierte französische Louis-XV.-Stühle.



Das Zimmer der Hausfrau ist ringsum holzverkleidet. Hinter den bemalten Wänden sind die Schränke verborgen. Rechts noch einmal ein Blick in den großen Wohnraum: Sitzecke mit kunstvollem Würzburger Barocksekretär. ▶



Liebes, dummes, gefährliches

Wo auch immer die Rede auf führende deutsche Verleger kommt, wird ein Name zuerst fallen: es ist der Name Ernst Rowohlt. Frischer Mut und sicherer Instinkt bestimmten sein abwechslungsreiches Leben, das zwischen Siegen und Niederlagen, zwischen Erfolgen und Konkursen nie ins Wanken geriet. Prinz Konstantin von Bayern, der Ernst Rowohlt in seinem Hamburger Heim besuchte, entwarf ein farbenfrohes Bild dieses Mannes, der mehr für die Literatur getan hat, als gemeinhin eine ganze Generation von Literaten zu tun vermag:

Der alte Mann hatte das Meer vor Augen. Ein blitzblaues Meer unter einem blitzblauen Himmel. Ein berühmter Mann, zu Hause auf der Insel Cuba, in einem zur Villa umgebauten, ehemaligen Wasserturm. Er war anzusehen, wie ihn die Menschen auf der Leinwand und in den illustrierten Blättern zu sehen gewohnt sind: mit struppigem Seeräuberbart, braun gegerbt unter dem immer offenen Hemd. Nur an den Füßen hatte er statt Buschstiefeln Pantoffeln an, und er schrieb auch nicht an einem neuen Manuskript, sondern an einem Brief. Einem Brief nach Deutschland, an einen lange vermißten, lieben „Feind". Er schrieb auf englisch:

„Froh bin ich zu erfahren, daß Du gesund bist und wieder Geschäfte machst. Sicherlich hast Du eine Hölle von Krieg durchgestanden und, zugegeben, es stimmt mich glücklich, Dich nicht unter den zahlreichen ‚Krauts' zu wissen, die unsere Jungens in der Eifel und dem Huertgenwald in den Schnee gelegt haben. Lese aus meinen Worten nicht die Sprache des überheblichen Siegers, weil Du an beiden Orten bestimmt mehr von den Unsrigen erledigt hast als wir von Deinen Leuten." Hier setzte er die Feder ab, um in Klammer hinzuzufügen: „Gottlob, wenigstens haben wir uns nicht gegenseitig erschossen."

Er unterschrieb seinen Brief mit „warmest affection", Dein alter „counter comrade" Ernest Hemingway.

„An Mister Ernst Rowohlt in Hamburg", diktierte er das Kuvert seiner Sekretärin in die Maschine, weil erfahrungsgemäß seine Handschrift von keinem Postboten zu entziffern ist.

Hemingway blieb nicht der einzige unter den prominenten Literaten von der anderen Seite, die, kaum daß der Kanonendonner verhallt und die letzten Bomben geworfen waren, unter den besiegten Feinden nach einem rotblonden Hünen zu suchen begannen, den sie alle mit Stolz ihren Freund nannten. Dieser rotblonde Hüne, schüchtern und trinkfest, gutmütig und genial zugleich, war, wenn er auch eher nach einem Seebären als einem Intellektuellen aussah, Verleger.

So ein Verleger findet sich nicht noch einmal, schwärmte Sinclair Lewis, als ihn auf seiner Farm, in der hintersten gebirgigen Nordwestecke des Staates Massachusetts, die Nachricht von Rowohlts Überleben erreichte. „Unzählige Male", so freute sich Sinclair, „habe ich, als der fromme Katholik, der ich bin (vom Schlag der Christian Science), die teuersten Kerzen für seine glückliche Rückkehr angezündet." Und er beeilte sich, nach Hamburg zu berichten: „I've been extremely well. Und Du, mein Alter?"

Der Alte in Hamburg fügte beide Briefe, den von Ernest Hemingway und den von Sinclair Lewis, einem Memorandum bei, das er an die Besatzungsbehörden richtete, mit der Bitte, man möge ihm die Lizenz dazu erteilen, seinen von den Nazis geschlossenen Buchverlag wiederaufzumachen. Denn was könnte es für Rowohlt für einen Sinn gehabt haben, den Krieg zu überleben, wenn nicht den einen, wieder Bücher zu machen.

Vier Seiten Memorandum, vier Seiten, gefüllt mit Namen, die den Lebensweg des „Alten" einmal gekreuzt hatten, um ihm von da an treu zu bleiben, wie er ihnen die Treue gehalten hat. Namen wie Thomas Wolfe, Peter Fleming, William Faulkner, Nathan Asch, H. R. Knickerbocker, Emil Ludwig, Polgar, Tucholsky und so weiter, vier Seiten lang. Aber ich glaube kaum, daß es gelingen konnte, auf vier Seiten den Herren von der Militärregierung nahezubringen, was Ernst Rowohlt selber „sein liebes, dummes, gefährliches Leben" nennt.

„Mein liebes, dummes, gefährliches Leben", zitierte sich Rowohlt, und mir war, als schlürfe er aus jedem dieser Attribute neue Lebenskraft. Auf sein leicht gerötetes Gesicht trat ein breiter Ausdruck von Zufriedenheit.

„Muß schön sein", sagte ich, „seine Erinnerungen so genießen zu können."

„Das ist es auch."

Er flüsterte heiser, auf dem Rücken liegend, seine massige Gestalt hingestreckt auf eine Art Couch, eingewickelt in einen schottisch gemusterten Schlafrock, zugedeckt mit einer Militärdecke, angestrahlt von den flexiblen Armen einer Stehlampe zu seinem Haupte. Die leuchtenden Arme, der eine rot, der andere gelb beschirmt, verbreiteten in dem engen, bis zur Decke mit Bücherregalen verkleideten Raum gedämpfte Sanatoriumsstimmung. Die niedrige Holzdecke und die kombüsenartigen Fenster gaben dem Zimmer das Aussehen einer Schiffskabine, in der sich der Teilnehmer an einer wissenschaftlichen Expedition für lange Einsamkeit häuslich eingerichtet hat. Aber Rowohlts Kabine stand fest verankert zwischen den vier Wänden seines Schwarzwälder Holzhäuschens, das mit seinen grünen Fensterläden sichtlich nicht dafür bestimmt war, an der hanseatischen Alster, Wellingsbütteler Landstraße 115, aufgestellt zu werden. Ein Freund, der solche Häuschen in Massen als Reparationsleistung an die Franzosen fabrizierte, hatte dieses eine für Rowohlt abgezweigt.

Er sah mich aus ungemein unschuldigen Augen fragend an, faltete die Hände — Pranken, möchte ich sagen, rosige Seemannspranken — über der Decke, fragte: „Wie hat man Ihnen meinen Zustand beschrieben?"

„Als den eines Mannes, der ein besonderes Talent entwickelt hat, seine Besucher über den Ernst seiner Krankheit hinwegzutäuschen."

„Stimmt ganz genau", bekräftigte seine junge Frau, gerade dabei, auf einem Tablett den Tee zu reichen. „Er hat es wieder einmal nicht lassen können, auf einem dieser ‚Kameradentreffen', die bis in den Morgen dauern, die Jungen unter den Tisch zu trinken. Aber sein Herz ließ ihn im Stich. Da liegt er nun!" Und ihre dunklen Augen bittend auf mich gerichtet, während sie einschenkte. „Nicht wahr, Sie werden nicht gar zu lange bleiben?"

Der gefällte Riese begann zum Protest das Lied von den alten Kameraden anzustimmen. Der schottisch gemusterte Schlafrock spannte sich beängstigend über seine Brust. Die Frau verließ, lautlos wie sie gekommen war, das Zimmer.

Er: „Hab' überhaupt Spaß gehabt am Krieg!"

Ein Blick zur Türe. Sie war geschlossen. Ein Griff nach einer versteckten Feder. Die Lehne des Krankenlagers schnellte aus der Horizontalen in die Vertikale. „Mein liebes, dummes, gefährliches Leben", trompetete er, „es ist noch lange nicht zu Ende, noch lange nicht!"

„Herr Rowohlt", bat ich, „Sie sollten doch nicht . . ."

„Quatsch!" schnitt er mir die Rede ab. „Sind Sie hierhergekommen, um einen Nachruf auf mich zu verfassen oder um etwas aus meinem Leben zu hören?"

„Aber, Herr Rowohlt!"

„Na also", gab er sich zufrieden, „dann lassen Sie mal den Tee und geben Sie mir etwas von dem Zeugs da!", und er deutete gebieterisch auf die Flasche.

Von da an vergaß ich, auf die Uhr zu schauen. „Immer hübsch der Reihe nach", so mahnte er sich selbst, wenn ein Temperamentsausbruch die Zeiten durcheinanderzuschütteln drohte. Wie der Mann erzählen konnte. Jeder Griff in den Sack seiner Erinnerungen war ein Treffer.

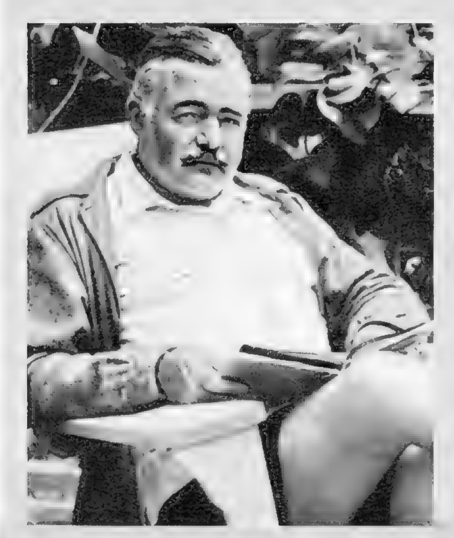
Ich sah ihn leibhaftig vor mir, den siebzehnjährigen Sohn eines Effektenmaklers und einer traditionsbewußten Seemannstochter, den Enkel eines Lotsenkommandanten, wie er im Bremen von 1904 — eine Zeit, die man die goldene nannte — als Banklehrling ausgeschickt wird, fällige Wechsel einzutreiben, warten muß, sich beschimpfen lassen muß, weiter wartet und dabei seine Zuflucht zu einem der Reclambändchen nimmt, von denen er immer mehrere griffbereit in der Tasche hat.

Damals legt der rotblond geschopfte Junge den Grundstein zu seiner literarischen Bildung. Er ist schüchtern, kauft auf Kredit in den Buchhandlungen der Außenbezirke, weil er sich noch nicht in die eleganten Läden der Innenstadt traut. Als ihm aber Gelegenheit geboten wird, auf einer literarischen Gesellschaft im Bremer Künstlerverein Frank Wedekind aus seinen Gedichten vorlesen zu hören — viele Hanseaten verließen bei der Zeile „Wie einer Jungfrau dicker Bauch" schockiert den Saal —, da ist der Junge voll Bewunderung für einen Mann, der auszusprechen wagt, wonach ihm gerade der Sinn steht.

Ernst Rowohlt wirft seine Schüchternheit ab wie einen Kinderanzug, dem er über Nacht entwachsen ist. Er bekennt sich dazu, von Natur ein Bohémien zu sein. Er hängt den Kaufmannsberuf an den Nagel, verläßt das elterliche Haus in Bremen, zieht nach Leipzig, beginnt in der Metropole des Buchhandels als Setzerlehrling und sammelt nicht wie andere Jungen seines Alters Briefmarken, sondern schöne Drucke.

„Ob Sie mir's glauben oder nicht", der munter gewordene Patient warf sich auf seinem schwenkbaren Lager herum, daß die Bude wackelte, „wäre ich nicht Verleger geworden, der Beruf eines Schulmeisters hätte mir am besten gelegen. Lachen Sie nicht. Es ist mein heiliger

Ein Leben für die Literatur ist ein Leben mit Dichtern: Ernst Rowohlt stellt fünf seiner



ERNEST HEMINGWAY ist ein alter „Rowohlt-Autor". Viele seiner Werke wurden durch Ernst Rowohlt verlegt.



THOMAS WOLFE, der 1938 jung gestorbene amerikanische Dichter, ist für Deutschland bei Rowohlt zu Hause.



KURT TUCHOLSKY, dem das Dritte Reich keinen Platz zum Leben gönnte, lebt in seinem Werk bei Rowohlt weiter.



HANS FALLADA, der die unvergänglichen Elegien des kleinen Mannes schuf, wurde durch Ernst Rowohlt entdeckt.

Leben...

Ernst. Meine Autoren sind auch nicht anders zu behandeln wie die Schüler einer übermütigen Schulklasse."

„Eine besondere Klasse, Herr Rowohlt, die Sie alljährlich einmal in den Räumen Ihres Verlages zu versammeln pflegten, wo auf den Packtischen die vollen Platten standen, bis Mitternacht Schnaps und Pilsener gereicht wurde, zu Mitternacht Kaffee, ab Mitternacht Mosel und nichts wie Mosel. ‚Balzac zahlt alles!' feuerten Sie die singende und schreiende Runde an, Balzac, ein toter Autor, der so nobel ist, seine Tantiemen dem Verleger zu überlassen."

Rowohlt, nachdenklich: „Antialkoholiker und Nichtraucher haben bei mir nie das Ziel der Klasse erreicht. Merkwürdig, was: Schon damals, in Leipzig ..."

In Leipzig, 1907, ist Prof. Dr. Anton Kippenberg vom Insel-Verlag ein väterlicher Gönner des Ernst Rowohlt. Er nennt den Rotblonden einen kindlichen Riesen. Der Junge soll sich ausgären. Das geschieht 1908 in München. Rowohlt verbringt seine Tage in der altberühmten Buchhandlung A. Ackermanns Nachfolger und seine Nächte in Schwabing, in den Künstlerkneipen. Ganz nebenbei verlegt er sein erstes Buch: „Lieder der Sommernächte", 270 numerierte Exemplare schwärmerischer Gedichte seines Bremer Freundes Gustav C. Edzard. Über Paris kehrt er nach Leipzig zurück, verlegt als zweites Buch Paul Scheerbarts „Katerpoesie" unter der stolzen Verlagsangabe „Paris—Leipzig". Geldgeber ist Freund Kurt Wolff.

Sommernächte und Katerpoesie sind nur ein Start. Rowohlt sammelt nicht Geld, sondern Freunde. Der Mensch von Schriftsteller ist ihm wichtiger als der Papierhaufe von Manuskript. Er hat, wie man so schön sagt, den sicheren Riecher. Er stöbert eine ganze, noch namenlose Generation von Expressionisten auf, Franz Kafka, Georg Heym, Carl Hauptmann, Oskar Kokoschka und Arnold Zweig. Und im übrigen hockt er bei seinem Dichterfreund Scheerbart in der Waschküche, starrt auf ein monströses Gebilde aus Zahnrädern, Federn und Gewichten: das Perpetuum mobile. Scheerbart, besesssen von der Idee, das Rätsel des Perpetuum mobile zu lösen, ernährt sich nur notdürftig von geschabtem Hering auf Brot und überläßt es seinem Verleger, mit Bierspenden dafür zu sorgen, den gesteigerten Durst des Erfinders zu stillen. Aber ganze Kästen von Bier vermögen nicht über die Feststellung hinwegzutäuschen: Das Ding hat wieder nicht geklappt! Was schließlich bleibt, ist ein außerordentlich komisches Manu-

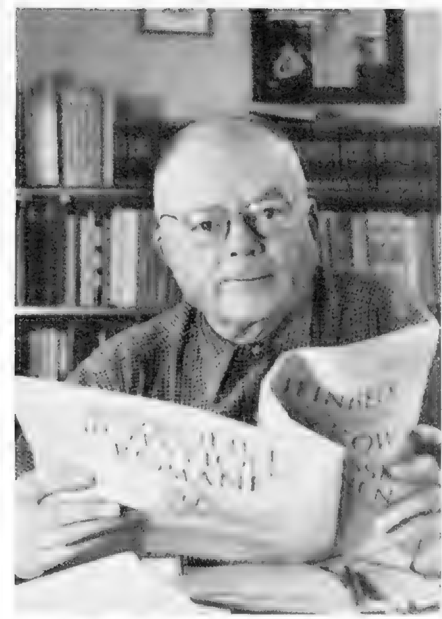
Mit 69 Jahren kann Ernst Rowohlt heute noch jedem seiner Besucher vorexerzieren, was Trinkfestigkeit und Rauchen heißt. Vielleicht schweben in dem blauen Dunst, der den Koloß umwallt, schon wieder ein paar neue Ideen. Gelegentlich streiten sich die Leute um seinen Charakter, um seine politische Haltung. Er mischt sich nicht hinein. Er macht inzwischen gute Bücher ...

großen Autoren vor:



C. W. CERAM, der populärste Bestseller-Autor Nachkriegsdeutschlands, ist ebenfalls eine Entdeckung Rowohlts.

Photos: Heggemann, Archiv



Die umstürzendste Idee Rowohlts waren die „rororo"-Bücher, mit denen er 1945 wieder anfing: zuerst auf schlechtem Papier im Zeitungsformat, später in Form billiger Taschenbücher. „rororo" ist heute ein so populärer Begriff geworden, daß man ihn schon wieder erklären muß. Er bedeutet: Rowohlt-Rotations-Romane.

skript Scheerbarts über das Perpetuum mobile, gespickt mit skurrilen, technischen Zeichnungen. So entwickelt Rowohlt einen eigenwilligen Verlagsstil.

„Vergessen Sie nicht das Trinken", krächzte mich der Patient an, „oder ich höre auf, Ihnen zu erzählen." Die gedämpfte, rotgelbe Beleuchtung am Kopfende des Lagers ließ seinen mächtigen Schädel geisterhaft im halbdunklen Raum schweben. „Mir kleben die Hände", hörte ich ihn sagen. „Selbst meine Hände dursten." Und er erinnerte sich an eine Bahnfahrt im stickigen Abteil. „Mir gegenüber — skal, Konstantin! — saß ein Seifenhändler. Ich hätte mir gerne mal die Hände gewaschen, so zur Erfrischung. Ich bat ihn um ein Stück Probeseife. ‚Ich handle zwar mit Seife', so ließ er mich wissen, ‚aber ich trage keine mit mir herum'. Später bot er mir ein Buch von Emil Ludwig zu lesen an, das ich verlegt hatte. ‚Ich handle zwar mit diesen Büchern', gab ich's ihm zurück, ‚aber ich pflege sie nicht zu lesen.' Dieser Scherz sollte noch ein unangenehmes Echo für mich finden, bei Emil Ludwig selbst nämlich, dem er auf Umwegen bekannt wurde. Er schrieb mir darauf recht ungehalten, und ich hatte alle Mühe, meinen erfolgreichen Autor wieder zu beruhigen, indem ich ihm schließlich erklärte, er sei ja doch mein bestes Pferd im Stall. Lange Jahre hing dann bei mir im Verlagsbüro ein Foto, das er mir in Erwiderung meines Briefes mit der Widmung ‚Dem Kutscher — sein Pferd' übermittelt hatte. Skal, Konstantin!"

Berlin 1918. Das Berlin der Revolutionsjahre. Exfliegerleutnant Ernst Rowohlt lehnt an der Theke bei Anne Menz in der Augsburger Straße. Die Stammgäste dort flüstern von ihm als einem „tollen Burschen", dem es ein besonderer Spaß war, statt auf den Beobachtersitz in seiner Maschine angeschnallt, den Flug bäuchlings auf der Tragfläche liegend mitzumachen.

Theodor Wolff, Chefredakteur des „Berliner Tageblatt", betritt zusammen mit dem Kritiker Walther Kiaulehn das Lokal. „Merk dir mal den Hünen dort an der Theke, Walther. Dieses gutmütige Menschengebirge, wie geschaffen für Ölzeug und Südwester, für Hafenkneipen und Hawaii-Mädchen, ist vielleicht der einzige unter den deutschen Buchhändlern, der geniale Züge trägt, auch wenn er über den Krieg nicht mehr gerettet hat als das Päckchen Tabak in seiner Tasche und seine gute Laune."

„So ist es", bestätigt, dazugekommen, Stefan Großmann die Wolffschen Ausführungen. „Seine Wohnung ist im Parterre gelegen. Man betritt sie zweckmäßig durchs Fenster. Eingerichtet ist sie hauptsächlich mit Ottomanen. Auf denen hat er sich an einem Abend schon viermal verlobt. Außerdem zerschlägt er jeden Gips. Er verspürt eben eine unüberwindliche Abneigung gegen unechtes Material. Außerdem ..."

Es ist totenstill im Lokal geworden. Alles blickt wie gebannt zur Theke. Von dort kommt das mahlende und knakkende Geräusch. Exleutnant Rowohlt zerkaut das Glas, aus dem er gesoffen hat, bis auf den Stengel.

„Ernst, warum tun Sie das?" fragt Wolff. „Damit kein Atom Schnaps im Weltall verlorengeht, verstehen Sie Theodor?"

Und draußen, auf der Straße, wird demonstriert, wird gestritten, wird geprügelt. Berlin 1918! 1920 erscheint im neugegründeten Rowohlt Verlag „Das Tagebuch". Vom ersten Tag an arbeiten die besten Schriftsteller an dieser Wochenschrift mit. Ratschläge erteilt: Walther Rathenau. Wann dieser Rowohlt das alles aus der flachen Hand zaubert?

Rowohlt hörte nach dem Wind vom Meer, der an den grünen Fensterläden rüttelt. Er bat mich, ihm vom Tisch, beladen mit ungeöffneter Post, einen Stoß unter die Füße zu legen. Die Beine hoch, lehnte er sich behaglich grunzend zurück. „Sie glauben gar nicht, wieviel sich von selbst erledigt hat, bis mich meine Sekretärin dazu zwingen kann, den ‚Komposthaufen' abzutragen. Ich halte mehr von persönlichem Kontakt. Weil mir Max Dauthendeys Gedichte so gut gefielen, bin ich eines Tages einfach unangemeldet zu ihm nach Würzburg gefahren. Von seinem Arbeitszimmer aus hatte man einen herrlichen Blick über die Mainlandschaft. Seine Frau, eine üppige Schwedin, bewirtete mich verschwenderisch. Es klingelte, und der Geldbriefträger überbrachte Dauthendey 200 Mark Honorar, die er dringend benötigte. Dauthendey gab davon 20 Mark Trinkgeld dem Boten. Das war gegen alle kaufmännischen Regeln, wie ich sie mir in Bremen mühsam angelernt hatte. Mit diesem Mann schloß ich sofort einen Vertrag. Ich verlegte in Luxusausgabe Dauthendeys Versbücher, die ‚Schwarze Sonne', ‚Phallus', ‚Die Ammenballade'. Sein ‚Venusinenreim' brachte mir statt Geld beinahe einen Prozeß wegen Gotteslästerung ein."

„Und Herbert Eulenberg?" warf ich ein.

„Eulenberg zuliebe, den ich auf seiner Terrasse bei Kaiserswerth über dem Rhein gefunden hatte, um ihn nicht eher zu verlassen, bis ich seinen erschöpfenden Unterricht in Rheinweinen abgesessen hatte, gründete ich eine eigene Abteilung ‚Bühnenvertrieb'. Ich brachte ‚Alles um Liebe' heraus und erlebte damit einen der größten Theaterskandale. Um die Vorschüsse zitternd, die ich gezahlt hatte, saß ich in der Premiere des Hamburger Schauspielhauses. Als in der letzten Szene Nhil als Emanuel mit einer Binde über dem rechten Auge die Worte zu sprechen hatte: ‚Jetzt komme ich zum letzten Male', brüllte ein Teil des Publikums ‚Gott sei Dank!' und wollte sich überhaupt nicht mehr beruhigen. Einem literaturbegeisterten jungen Mann, der neben mir das Textbuch aufschlug, um nachzulesen, wurde das Buch von einem aufgebrachten Herrn mit den Worten aus der Hand geschlagen: ‚Sie wollen den Quatsch wohl noch auswendig lernen!' Aber ich hatte mich in dem dichterischen Können Eulenbergs nicht getäuscht. Sein Schauspiel ‚Belinde' errang den Volksschillerpreis und den Staatsschillerpreis."

„Ich habe", gestand mir Rowohlt, „gerne experimentiert. Ich habe meine Autoren erprobt. Ich habe ihnen eine Chance gegeben, wenn ich in ihnen eine Möglichkeit zu wittern glaubte. Dieses Chance-Geben ließ sich oft nur schwer mit der wirtschaftlichen Seite eines Verlages vereinen. Es belastete. Aber dafür habe ich ‚Kerle' um mich sammeln können, mit denen ich dann meine Verlagsschlachten ausgefochten habe."

In einer Schlacht gegen das Dritte Reich stand Rowohlt von vornherein auf verlorenem Posten. Er hatte es gewagt, Konrad Heidens „Nationalsozialismus, die Karriere einer Idee" und eine Schrift „Adolf Hitler — Wilhelm III." herauszugeben. Diese Bücher konnten das braune Regime nicht aufhalten. Ein Buch genügte, um sich den Haß und die Verfolgung der kommenden Machthaber zuzuziehen.

1933 wird der Rowohlt Verlag auf die schwarze Liste gesetzt. Fast täglich werden ihm Bücher beschlagnahmt. Rowohlt muß in dieser Schlacht Haare lassen, aber nachgiebiger wird er deshalb nicht. Er versucht stur, die Verlagsrichtung beizubehalten, mit dem Erfolg, daß ihm in den folgenden Jahren von 140 Titeln 70 verboten, beschlagnahmt oder als „unerwünscht" gesperrt werden.

1938 wird Rowohlt aus der Reichskulturkammer und der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Er liest im „Schwarzen Korps", dem SS-Blatt, daß er Juden wie Emil Ludwig, die zum Lumpensammeln geboren seien, zu Schriftstellern von Weltruf gemacht hätte, daß er bekämpfenswerter sei als die Juden selbst.

Als in der „Kristallnacht" vom 8. auf den 9. November 1938 die Fensterscheiben klirrten, erinnert sich Rowohlt dankbar daran, daß seine Frau Brasilianerin ist. Er übergibt die Reste des Verlages seinem Sohn zu treuen Händen. Er mimt eine Geschäftsbesprechung in Zürich, fliegt von dort aus mit einer Einladung von Mr. Peter Fleming versehen nach London, von London aus mit Hilfe Jules Romains nach Paris, schifft sich in Rotterdam ein nach Montevideo. Der Verleger Rowohlt ist in Europa zurückgeblieben. Am Rio Grande, bei seinem Schwager, macht er in Häuten und Fellen.

Rio Grande! — das war für den Alten, der sich und mich mit Erzählen über seine Anfälligkeit wegtäuschte, ein Stichwort. Rio Grande! Die engen Holzwände des Zimmers Wellingsbütteler Landstraße 115 schienen sich zu weiten.

„Menschenskind", entfuhr es Rowohlt, er ließ den Federgriff an dem Schwenkmechanismus seines Lagers auf und zu schnappen, „das ganze Kaff stank bei der Hitze nach Gegerbtem und nach Blut. Und dann zu wissen, daß drüben in Europa Krieg tobte, daß die Freunde auf beiden Seiten bemüht waren, sich gegenseitig die Schädel einzuschlagen, statt..."

Dieses „statt", mit Erbitterung von sich geschleudert, blieb wie ein Fragezeichen im Raum hängen. „Was", so fragte er sich noch heute, „hätte man dagegen machen können? Ich hing nächtelang am Radio, hörte alle Sender, die ich mit dem verdammten Kasten einfangen konnte. Das Ende des Krieges, so gewann ich 1940 den Eindruck, die Götterdämmerung in Berlin, das alles rückt in greifbare Nähe. Die alten Weltkriegsgenerale, rechnete ich, werden den Umsturz herbeiführen. Meine Ansicht war: als Verleger aus Leidenschaft mußt du das deutsche Schicksal bis zum bitteren Ende miterleben, wenn du späterhin als deutscher Verleger wieder tätig sein willst. Ich ging zum Hafen, nur mal herumhören. Das war im Oktober 1940."

Oktober 1940. Der graue Schatten eines deutschen Blockadebrechers schiebt sich in die Mündung des Rio Grande, legt an, um zu landen. Der Kapitän setzt an Land. Unter all den dunkelhäutigen, kleingewachsenen Einheimischen fällt

ERNEST HEMINGWAY

Hügel

Die Hügel jenseits des Ebrotales waren lang und weiß. Auf dieser Seite gab es keinen Schatten und keine Bäume, und der Bahnhof lag zwischen zwei Schienensträngen in der Sonne. Bis dicht an den Bahnhof fiel der warme Schatten des Gebäudes, und ein Vorhang, der aus Schnüren von Bambusperlen gemacht war, hing, um die Fliegen abzuhalten, vor der offenen Tür, die in die Bar führte. Der Amerikaner und das Mädchen, das mit ihm war, saßen draußen vor dem Gebäude an einem Tisch im Schatten. Es war sehr heiß, und der Expreß aus Barcelona sollte in vierzig Minuten kommen. Er hielt zwei Minuten an diesem Knotenpunkt und fuhr dann weiter nach Madrid.

„Was sollen wir trinken?" fragte das Mädchen. Sie hatte ihren Hut abgenommen und ihn auf den Tisch gelegt.

„Es ist mächtig heiß", sagte der Mann.

„Wir wollen Bier trinken."

„Dos cervezas", sagte der Mann gegen den Vorhang.

„Große?" fragte die Frau auf der Türschwelle.

„Ja, zwei große."

Die Frau brachte zwei Gläser mit Bier und zwei Filzuntersätze. Sie setzte die Filzuntersätze und die Biergläser auf den Tisch und blickte den Mann und das Mädchen an. Das Mädchen wandte den Blick ab, der Hügelkette zu. Sie lag weiß in der Sonne, und das Land war braun und trocken.

„Sie sehen wie weiße Elefanten aus", sagte sie.

„Ich hab' noch nie einen gesehen." Der Mann trank sein Bier.

„Nein, natürlich nicht."

„Wäre doch möglich gewesen", sagte der Mann. „Daß du ‚nein, natürlich nicht' sagst, beweist gar nichts."

Das Mädchen sah auf den Perlenvorhang. „Da ist was draufgemalt", sagte sie. „Was heißt es?"

„Anis del Toro. Ein Getränk."

„Können wir's versuchen?"

Der Mann rief „Bedienung" durch den Vorhang. Die Frau kam aus der Bar heraus.

„Vier Reales."

„Wir möchten zwei Anis del Toro."

„Mit Wasser?"

ihm ein rotblonder Hüne in zerknittertem Tropenzeug auf. Ein Landsmann, wie sich im Gespräch herausstellt, den der Krieg hier überrascht hat, der seitdem auf eine Gelegenheit nach Hause wartet. „Für eine Mark Heuer als ‚Überarbeiter?'" „Abgemacht!" Inzwischen heißt es warten. Inzwischen wird getrunken. Im Suff schlägt der Riese über eine Schwelle. Sie legen seinen gebrochenen Arm in Gips. Und immer noch ankert der getarnte Frachter in der Mündung. Plötzlich, nachts, wird er heimlich geweckt. Es geht los. Sofort an Bord! Er schlägt sich mit einem Hammer den Gips vom Arm. Am 17. November erreicht er Bordeaux. Am 23. Dezember 1940 trifft er in Berlin ein.

Kiaulehn ist der erste, der Rowohlt begegnet. Er reagiert ähnlich wie Erich Kästner, der Rowohlt mit den Begrüßungsworten empfängt: „Die Ratten betreten das sinkende Schiff!"

„Wo kommen denn Sie jetzt erst her", nimmt ein mißgelaunter Oberstleutnant auf dem Wehrmeldeamt Rowohlts Auftauchen zur Kenntnis. „Seit dem 1. September 1939 werden Sie bei Ihrem Truppenteil erwartet." — „Aus Brasilien, Herr Oberstleutnant!" — „Das hab' ich aber gar nicht gerne, dieses Herumgereise, Herr Rowohlt!"

1943 wird der Fliegerhauptmann der Reserve, Ernst Rowohlt, wegen politischer Unzuverlässigkeit aus dem Wehrdienst entlassen.

„Wie anders, Konstantin, ist alles gekommen, als ich es in Brasilien erwartet hatte. Ich war ein politischer Optimist. Ich habe es büßen müssen." Der Wind hatte nachgelassen. Nur von Ferne, wie eine Brandung, drang der Verkehr der Millionenstadt bis in Rowohlts Konfektionsholzhäuschen. „Die alten Generale" — Rowohlt bat mich, das Licht zur Wand zu drehen, es wurde nun fast dunkel im Zimmer — „sie zeigten sich unentschlossen. Am 17. Juli 1944 war es dann für sie zu spät, um den Krieg noch zu beenden. Ich entzog mich einem Volkssturmeinsatz in Berlin durch Flucht, hielt mich in Kampen auf Sylt verborgen. Als aber die Engländer in Hamburg einmarschierten, war ich zur Stelle. Ich hatte eine fertige Idee im Kopf: Ro-Ro-Ro! Damit habe ich zum drittenmal von vorne angefangen — mit nichts!"

Rowohlts Rotations-Roman erwies sich als ein verlegerisches Ei des Kolumbus. In Zeitungsformat, auf Zeitungspapier, in Rotationsdruck hergestellt, veröffentlichte Rowohlt die Werke der sogenannten „verlorenen Generation" in Auflagen von je 100 000 Stück für 50 Pfennige. Das besiegte, hungernde, frierende, verarmte deutsche Volk, das jahrelang von der Weltliteratur abgeschnitten war, fraß in dieser zweckmäßigen Aufmachung Graham Greene: „Die Kraft und die Herrlichkeit", Ernest Hemingway: „In einem anderen Land", Alain Fournier: „Der große Kamerad", Andrè Gide: „Die Verliese des Vatikans", Kurt Tucholsky: „Schloß Gripsholm".

Der inzwischen sechzig Jahre alt gewordene Ernst Rowohlt hat es immer noch in den Fingerspitzen!

Inzwischen sind weitere zehn Jahre vergangen. Rowohlt hat die großformatigen Zeitungsromane in das handliche Taschenbuchformat umgewandelt und ist damit der Pionier einer neuen deutschen Buchindustrie geworden. Von seinen rororo-Taschenbüchern, in denen er die führenden Autoren der modernen Weltliteratur zu billigstem Preise breitesten Kreisen zugänglich macht, hat er inzwischen über 15 Millionen Exemplare verkauft.

„Mein liebes, dummes, gefährliches Leben", so hatte der Mann, im Schlafrock vor mich hingestreckt, den Abend begonnen, „es ist noch lange nicht zu Ende, noch lange nicht." Jetzt drängte er mich nicht mehr, zu bleiben. Sein Gesicht, seine Hände hatten sich entspannt. Ein großer, grauer Junge. Als ich behutsam aufstand, mich zu entfernen, rief er mir unter der Türe, hellwach geworden, nach:

„Das Leben ist gar nicht mehr so bunt und turbulent wie damals. Schade, was? Ich glaube, bald werde ich meine Memoiren schreiben müssen."

★

(Aus: Prinz Konstantin von Bayern, Die großen Namen, Begegnungen mit bedeutenden Deutschen unserer Zeit. Kindler Verlag München.)



Ernst Rowohlt ist immer dabei, wenn es etwas „auszumachen" gibt. Seine robuste, „wetterfeste" Erscheinung ist populärer als die mancher Minister. Hier demonstriert er unbekümmert an der Spitze seiner Kollegen in den Straßen Hamburgs für eine Buchausstellung der Verleger in der Hamburger Kunsthalle (1949).

wie weiße Elefanten

„Willst du's mit Wasser?"

„Ich weiß nicht", sagte das Mädchen. „Ist es gut mit Wasser?"

„Ganz gut."

„Wollen Sie's mit Wasser?" fragte die Frau.

„Ja, mit Wasser."

„Es schmeckt wie Lakritze", sagte das Mädchen und setzte ihr Glas hin.

„So geht's mit allem."

„Ja", sagte das Mädchen, „alles schmeckt nach Lakritze. Hauptsächlich all die Sachen, auf die man so lange hat warten müssen wie auf Absinth."

„Ach, hör schon auf."

„Du hast angefangen", sagte das Mädchen. „Ich amüsierte mich. Ich war gerade so vergnügt."

„Gut, versuchen wir's; seien wir vergnügt."

„Schön. Ich versuchte es gerade. Ich sagte, daß die Berge wie weiße Elefanten aussehen. War das nicht originell?"

„Das war sehr originell."

„Ich wollte dieses neue Zeugs probieren. Das ist alles, was wir tun, nicht wahr? Sachen angucken und neue Getränke probieren."

„Stimmt wohl."

Das Mädchen sah zu den Hügeln hinüber.

„Es sind wundervolle Hügel", sagte sie. „Sie sehen eigentlich nicht wie weiße Elefanten aus. Ich meinte nur die Färbung ihrer Haut durch die Bäume."

„Wollen wir noch was trinken?"

„Schön."

Der warme Wind blies den Perlenvorhang gegen den Tisch.

„Das Bier ist gut und kalt", sagte der Mann.

„Es ist herrlich", sagte das Mädchen.

„Es ist wirklich eine furchtbar einfache Operation, Jig", sagte der Mann. „Es ist eigentlich gar keine Operation."

Das Mädchen sah auf die Erde, wo die Tischbeine standen.

„Ich weiß, daß es dir nichts ausmacht, Jig. Es ist tatsächlich gar nichts. Es wird nur Luft hineingelassen."

Das Mädchen sagte gar nichts.

„Ich komme mit und bleib die ganze Zeit über bei dir. Es wird nur Luft hineingelassen, und dann geht alles von selbst."

„Was werden wir denn nachher tun?"

„Nachher wird's uns wieder gut gehen. Genau so wie früher."

„Wieso glaubst du das?"

„Es ist das einzige, was uns Sorge macht. Es ist das einzige, was uns unglücklich gemacht hat."

Das Mädchen sah auf den Perlenvorhang, streckte ihre Hand aus und ergriff zwei der Perlenschnüre.

„Und du glaubst, daß dann alles in Ordnung sein wird und daß wir glücklich sein werden?"

„Ich weiß, daß es so sein wird. Du brauchst keine Angst zu haben. Ich kenne eine Menge Leute, die's gemacht haben."

„Ich auch", sagte das Mädchen. „Und nachher waren sie alle so glücklich."

„Nun", sagte der Mann. „Wenn du nicht willst, brauchst du doch nicht. Ich will nicht, daß du es dir machen läßt, wenn du's nicht willst. Aber ich weiß, daß es ganz einfach ist."

„Und willst du es wirklich?"

„Ich glaube, es ist das Beste, was man tun kann. Aber ich will nicht, daß du es tust, wenn du es nicht wirklich willst."

„Und wenn ich es tue, wirst du dann wieder glücklich sein, und wird dann wieder alles wie früher? Und wirst du mich dann wieder liebhaben?"

„Ich hab' dich jetzt auch lieb. Du weißt, daß ich dich liebhabe."

„Ich weiß. Aber wenn ich's tue, dann wird es wieder hübsch sein, wenn ich sage, daß die Dinge wie weiße Elefanten aussehen, und du wirst es wieder mögen, ja?"

„Aber gewiß, natürlich; ich mag es doch jetzt auch; ich kann nur einfach an nichts denken. Du weißt, wie ich bin, wenn ich mir Sorgen mache."

„Und wenn ich's tue, wirst du dir bestimmt keine Sorgen machen?"

„Darüber werd' ich mir keine Sorgen machen, weil es ganz einfach ist."

„Dann werd' ich's machen. Es geht mir ja nicht um mich."

Ernest Hemingways Romane und Erzählungen im Film:



Wem die Stunde schlägt mit Ingrid Bergman und Gary Cooper in den Hauptrollen.



Affäre Macomber (Leidenschaft im Dschungel) mit Joan Bennett und Gregory Peck.



Schnee am Kilimandscharo mit Gregory Peck, Susan Hayward und Hildegard Knef.

„Was meinst du damit?"

„Es geht mir ja nicht um mich."

„Aber mir geht's um dich."

„O ja. Aber mir geht's nicht um mich. Und ich werd's tun, und dann ist alles wieder schön."

„Ich will nicht, daß du es dir machen läßt, wenn dir so zumute ist."

Das Mädchen stand auf und ging bis zum Ende des Bahnhofs. Drüben auf der anderen Seite waren Getreidefelder und Bäume an den Ufern des Ebro. Weit weg, jenseits des Flusses, waren Berge. Der Schatten einer Wolke bewegte sich über das Getreidefeld, und sie sah den Fluß zwischen den Bäumen.

„Und all das könnte uns gehören", sagte sie. „Und wir könnten alles haben, und mit jedem Tag machen wir es immer unmöglicher."

„Was hast du gesagt?"

„Ich sagte, daß wir alles haben könnten."

„Wir könnten alles haben."

„Nein, das können wir nicht."

„Wir können die ganze Welt haben."

„Nein, das können wir nicht."

„Wir können überallhin."

„Nein, wir können's nicht. Sie gehört uns ja nicht mehr."

„Sie gehört uns."

„Nein, nicht mehr. Und wenn's einem erst mal fortgenommen worden ist, bekommt man's nicht wieder."

„Aber niemand hat sie uns weggenommen."

„Wir wollen abwarten."

„Komm zurück in den Schatten", sagte er. „Du mußt dir nicht solche Gedanken machen."

„Ich mach' mir ja gar keine", sagte das Mädchen. „Ich weiß nur manches."

„Ich will nicht, daß du irgendwas tust, was du nicht willst ..."

„Oder was nicht gut für mich ist", sagte sie. „Ich weiß. Können wir noch ein Glas Bier trinken?"

„Schön. Aber du mußt dir klarsein ..."

„Ich bin mir klar", sagte das Mädchen. „Könnten wir nicht vielleicht aufhören zu reden?"

Sie setzten sich an den Tisch, und das Mädchen blickte hinüber zu den Hügeln auf der ausgetrockneten Talseite, und der Mann blickte sie und den Tisch an.

„Du mußt dir darüber klarsein", sagte er, „daß ich nicht will, daß du es tust, wenn du es nicht willst. Ich bin ganz damit einverstanden, den Dingen ruhig ihren Lauf zu lassen, wenn dir etwas daran liegt."

„Liegt dir denn nichts dran? Wir könnten es schon schaffen."

„Natürlich tut's das, aber ich will niemanden außer dir. Ich will sonst niemanden. Und ich weiß, es ist ganz einfach."

„Ja, du weißt, daß es ganz einfach ist."

„Du sagst das so, aber ich weiß es wirklich."

„Würdest du mir jetzt einen Gefallen tun?"

„Ich würde alles für dich tun."

„Würdest du, bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, bitte still sein."

Er sagte nichts, sondern blickte auf die Reisetaschen, die an der Bahnhofsmauer lehnten, mit den aufgeklebten Zetteln aus all den vielen Hotels, in denen sie übernachtet hatten.

„Aber ich will doch nicht, daß du's tust", sagte er. „Mir ist es wirklich ganz egal."

„Ich schreie gleich", sagte das Mädchen.

Die Frau trat durch den Vorhang mit zwei Glas Bier und setzte sie auf die feuchten Filzuntersätze. „Der Zug kommt in fünf Minuten", sagte sie.

„Was hat sie gesagt?" fragte das Mädchen.

„Daß der Zug in fünf Minuten kommt."

Das Mädchen lächelte der Frau freundlich zu, um ihr zu danken.

„Ich trag' wohl das Gepäck lieber rüber auf die andere Seite des Bahnhofs", sagte der Mann. Sie lächelte ihm zu.

„Schön, und dann komm zurück, und dann trinken wir unser Bier aus."

Er nahm die beiden schweren Reisetaschen auf und trug sie um die Station herum zum andern Geleise. Er sah die Geleise entlang, konnte aber den Zug nicht sehen. Auf dem Weg zurück ging er durch das Gastzimmer, wo Leute, die auf den Zug warteten, etwas tranken. Er trank einen Anis an der Theke und musterte die Leute. Sie warteten alle ganz friedlich auf den Zug. Er ging durch den Perlenvorhang ins Freie. Sie saß am Tisch und lächelte ihn an.

„Fühlst du dich besser?" fragte er.

„Ich fühl' mich glänzend", sagte sie. „Ich bin ganz in Ordnung. Ich fühl' mich glänzend." *(Aus: Ernest Hemingway, 49 Stories, Rowohlt Verlag, Hamburg)*


SCHARPF



PARIS · KOPENHAGEN · OSLO · LONDON

Für Frauen,

die das Schönste lieben

Der Lippenstift „ohne gleichen“

Alleinvertrieb für Deutschland „Miramar“, Zimmermann & Co., G.m.b.H., Hamburg 21, Schöne Aussicht 14a

Das Schönste

Die Monatsillustrierte für alle Freunde der schönen Künste

KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG
München 8 · Lucile-Grahn-Straße 37 · Telefon 449891

München, Anfang März 1956

Lieber Theaterfreund,

begeisterte Leserzuschriften in großer Zahl zeigen uns, daß wir mit unserer neuen Monatsillustrierten DAS SCHÖNSTE auf dem richtigen Weg sind. Wir wollen den Freunden der schönen Künste und darüber hinaus all jenen, denen die wahren Werte des Lebens etwas bedeuten, ein Forum schaffen.

Ausgewähltes Bildmaterial und Textbeiträge von Niveau kennzeichnen auch die neueste Folge, das Märzheft, Nr. 3/1956. Wir gestatten uns, es Ihnen anbei als Probenummer zu überreichen. So haben Sie inzwischen drei Hefte kennengelernt und konnten sich ein eigenes Urteil über DAS SCHÖNSTE bilden. Nicht wahr, wir bringen doch vieles, was Sie interessiert, und schon das Betrachten der Zeitschrift ist ein ästhetischer Genuß.

Es wird uns freuen, wenn Sie sich zu einem ständigen Bezug entschließen können. Wir möchten Sie um die Freundlichkeit bitten, sich hierzu der beiliegenden Bestellkarte zu bedienen.

Mit verbindlicher Empfehlung

KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG
Vertrieb DAS SCHÖNSTE

Nicht
freimachen
Gebühr
bezahlt
Empfänger

Werbeantwort

An den

Kindler und Schiermeyer Verlag

Vertriebsabteilung

München 8

Lucile-Grahn-Straße 37

V 75 2. 56

Ich/wir bestelle(n) hiermit ab .... 1956 .... Expl.

IV C

Das Schönste

Die Monatsillustrierte für alle Freunde der schönen Künste

für die Dauer eines Jahres (Preis pro Heft einschließlich Zustellgebühr DM 1.50)
für die Dauer eines halben Jahres

zur monatlichen Lieferung an (bitte genaue Adresse in deutlicher Schrift):

....

....

....

....

.... (Ort und Datum)

.... (Unterschrift)

(Nichtzutreffendes bitte streichen)